This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

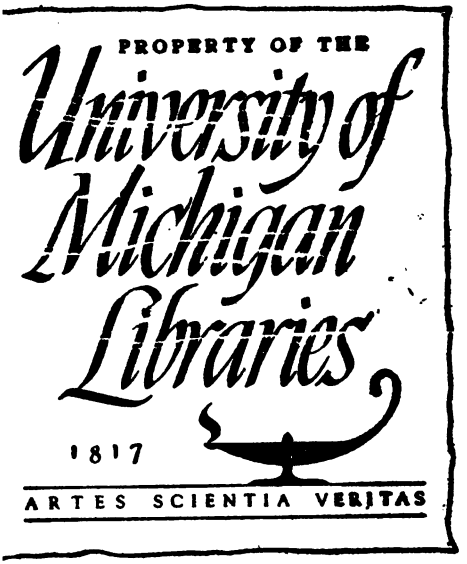
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


PROPERTY OF THE
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

SaFo

Masken und Wunder

Novellen

von

Arthur Schnitzler

S. Fischer, Verlag, Berlin 1912

Zehnte Auflage.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1912 S. Fischer, Verlag, Berlin.

Inhalt

Die Hirtenflöte 9
Der Tod des Junggesellen . . . 73
Der Mörder 97
Der tote Gabriel 137
Das Tagebuch der Redegonda . 165
Die dreifache Warnung 181

248461

Die Hirtenflöte

I.

Ein Mann aus wohlhabender Familie, der ſich als Jüngling in ſtädtiſcher und ländlicher Geſellſchaft vielfach umgetan und allerlei Wiſſenſchaften und Künſte als Liebhaber betrieben hatte, unternahm in reiferen Jahren Reiſen in ferne Lande und kehrte erſt mit ergrauenden Haaren in die Heimat wieder. In ſtiller Gegend am Waldesrand baute er ſich ein Haus mit dem Ausblick nach der weiten Ebene und nahm die anmutige, eben erſt verwaiſte Tochter eines Landwirts zur Frau. Eltern und Verwandte waren ihm längſt geſtorben, zu den Freunden von einſt fühlte er ſich nicht hingezogen, neue zu gewinnen lockte ihn wenig; und ſo gab er ſich in dieſer beinahe ſtets von einem blauen Himmel überhellten Landſchaft der von ihm beſonders geliebten Kunde vom Lauf der Sterne hin.

Einmal in einer ſchwülen Nacht, da Erasmus wie gewöhnlich im Turm ſeiner Beſchäftigung nachgehangen, erhob ſich Dunſt aus den feuchten Wieſen und trübte allmählich jede Ausſicht nach den himmliſchen Fernen. Erasmus ſchritt die Treppe hinab; und früher, als er es in klaren Nächten zu tun pflegte, betrat er das eheliche Gemach, wo er ſeine Gattin ſchon ſchlafend fand. Ohne

ſie zu wecken, ließ er den Blick lange auf ihr weilen, und, obgleich ihre Lider geſchloſſen und ihre Züge ohne Regung blieben, betrachtete er ſie mit angeſpannter, ſtetig wachſender Aufmerkſamkeit, als müßte er in dieſer Stunde hinter der friedlich glatten Stirn das Treiben von Gedanken erkunden, die ihm bisher verborgen geblieben waren. Endlich löſchte er das Licht, ſetzte ſich auf einen Lehnſtuhl am Fußende des Bettes hin, und im Schweigen der Nacht überließ er ſich einem völlig ungewohnten Sinnen über das Weſen, mit dem er ſeit drei Jahren in ruhig unbekümmerter Ehe verbunden, und das ihm heute zum erſten Mal wie eine Unbekannte erſchienen war. Erſt als das hohe Fenſter vom aufſteigenden Frühlicht zu erſchimmern begann, erhob er ſich und wartete dann geduldig, bis unter ſeinem Blick Dionyſia tief Atem holte, ſich dehnte, die Augen aufſchlug und ihn mit heiterem Morgenlächeln begrüßte. Da ſie ihn aber mit ſo ungerührtem Ernſte am Fußende des Bettes ſtehen ſah, fragte ſie verwundert und vorerſt im ſcherzenden Ton: „Was iſt dir denn begegnet, mein Erasmus? Haſt du dich heute nacht auf dem Himmel nicht zurecht gefunden? Gab es der Wolken zu viele? Oder entlief dir irgendein Stern in die Unendlichkeit, aus der du ihn ſelbſt

mit deinem neuen vortrefflichen Fernrohr nicht mehr zurückzuholen vermochteſt?" Erasmus blieb ſtumm.

Dionyſia richtete ſich ein wenig auf, ſah ihren Gatten forſchend an und fragte weiter: „Warum antworteſt du nicht? Iſt dir etwas Übles widerfahren? Fühlſt du dich krank? Oder ſollte ich dich am Ende gar gekränkt haben ohne mein Wiſſen? Das muß ich wohl am eheſten vermuten. Denn über jede andere Unbill dich zu beruhigen oder zu tröſten wäre ich ja ſelber da, und du bliebſt mir nicht ſo lange die Antwort ſchuldig."

Nun endlich entſchloß ſich Erasmus zu ſprechen. „Von dir, Dionyſia," begann er, „kann mir diesmal freilich weder Beruhigung noch Troſt kommen, denn mein nachdenkliches Weſen rührt eben daher, daß ich viele Stunden lang über dich nachgeſonnen und mir zu gleicher Zeit bewußt ward, daß ich es bis zu dieſer Nacht niemals getan hatte."

Dionyſia, auf ihre Polſter geſtützt, lächelte. „Und weißt du nun anders oder beſſer als früher, daß du eine zärtliche, treue und glückliche Frau dein eigen nennſt?"

„Es iſt wohl möglich," entgegnete Erasmus trüb,

„daß du das wirklich biſt; das Schlimme iſt nur, daß ich es nicht wiſſen kann, und daß du es ebenſowenig wiſſen kannſt als ich.“

„Was ſprichſt du da? Woher kommen dir mit einem Male ſolche Zweifel?“

„Das will ich dir ſagen, Dionyſia. Niemals war mir — niemals dir ſelbſt, die früher im Frieden ihres väterlichen Hauſes und jetzt an meiner Seite ſtill dahingelebt hat, Gelegenheit gegeben, dich kennen zu lernen. Woher alſo nimmſt du, woher nehme ich das Recht, überzeugt zu ſein, daß deine Zärtlichkeit Liebe, deine Unbeirrtheit Treue, das Gleichmaß deiner Seele Glück bedeuten und ſich auch im Drang und Sturm eines bewegteren Lebens ſo bewähren würden?“

Nun nickte Dionyſia wie beruhigt. „Glaubſt du wirklich,“ fragte ſie, „daß bisher noch niemals Verſuchungen an mich herangetreten ſind? Habe ich dir etwa verſchwiegen, daß ſich, ehe du meine Hand begehrteſt, andere Männer um mich beworben haben, jüngere, reichere, ja ſogar weiſere als du? Und ohne dein Erſcheinen vorherſehen zu können, mein teurer Erasmus, habe ich ſie alle ohne Bedenken abgewieſen. Auch in dieſen Tagen, wenn an unſerm Gartenzaun Wanderer vorbeiziehen, ſehe ich in ihren jungen Augen gar oft

gefährliche Fragen und Wünſche glühen. Keinem hat mein Blick je Antwort gegeben. Und ſogar die fremden Gelehrten, die ſich mit dir über die Kometen kommender Jahrhunderte unterhalten, verſäumen ſelten eine Gelegenheit, durch Augenſpiel und Lächeln mir anzudeuten, daß meine Huld ihnen werter wäre als alle Kunde von Sonne, Mond und Sternen. Habe ich einem von ihnen jemals andere Höflichkeit erwieſen, als ſie eben Gäſten geziemt, die an unſerem Tiſche ſpeiſen?"
Spöttiſch erwiderte Erasmus: „Du bildeſt dir gewiß nicht ein, Dionyſia, daß du mir, der ich die Menſchen kenne, mit dieſen deinen Worten etwas Neues erzählt haſt. Aber wenn dein Betragen auch immer ohne Fehle geweſen iſt, weiß ich darum, und weißt du es ſelbſt, Dionyſia, ob deine Unnahbarkeit den wahren Ausdruck deines Weſens vorſtellt; — oder ob du nur deshalb allen Werbungen widerſtanden haſt und dich entſchloſſen glaubſt, ihnen auch in Zukunft zu widerſtehen, weil du bisher gar nie auf den Gedanken kamſt, daß es anders ſein könnte, oder weil du insgeheim fürchteſt, der gewohnten Behaglichkeit deines Daſeins für alle Zeit verluſtig zu werden, wenn du je verſuchteſt, dich über die Gebote ehelicher Sitte hinwegzuſetzen?"

„Ich verſtehe nicht," rief Dionyſia betroffen, „was du mit alledem ſagen willſt? Ich habe nicht die geringſte Luſt, dergleichen zu verſuchen, und verſichere dich, daß ich mich in meinem jetzigen Zuſtand vollkommen zufrieden und glücklich fühle."

„Daran zweifle ich nicht, Dionyſia. Aber verſtehſt du denn noch immer nicht, daß mir das gar nichts mehr bedeutet, nichts bedeuten kann, nun, da mir in ſtiller Nachtſtunde die Einſicht geſchenkt ward, daß das tiefſte Geheimnis deiner Seele noch verborgen und unerweckt in dir ruhen mag? Um aber die Ruhe wiederzufinden, die mir ſonſt für ewig verloren wäre, iſt es unerläßlich, daß dieſes Geheimnis ans Licht gebracht werde; und darum, Dionyſia, habe ich beſchloſſen, dich frei zu geben."

„Mich frei zu geben?" wiederholte Dionyſia ratlos mit weitgeöffneten Augen.

Unbeirrt fuhr Erasmus fort: „Höre mich wohl an, Dionyſia, und verſuche mich zu verſtehen. Von dieſem Augenblick an begebe ich mich aller Rechte auf dich, die mir bisher eingeräumt waren: des Rechts dich zu warnen, dich zurückzuhalten, dich zu ſtrafen. Ja, ich verlange vielmehr, daß du jeder Neugier, die ſich in dir regt, jeder Sehn-

ſucht, die dich lockt, ohne Zögern Folge leiſteſt, wohin ſie dich auch führe. Und zugleich ſchwöre ich dir, Dionyſia: du magſt von hier gehen, wohin du willſt, wann du willſt, mit wem du willſt — magſt heute heimkommen oder in zehn Jahren — als Königin oder Bettlerin, unberührt oder als Dirne — du wirſt jederzeit dein Gemach, dein Bett, dein Gewand in dieſem Haus bereit finden, wie du ſie verlaſſen; und von mir, der weiter hier verweilen, aber nicht deiner warten wird, für alle Zukunft keinen Vorwurf oder auch nur eine Frage zu fürchten haben."

Dionyſia ſtreckte ſich ruhig im Bette hin, die Hände über dem Haupt verſchlungen, und fragte: „Iſt es Ernſt oder Scherz, was du hier ſprichſt?"

„Es iſt ſo völlig Ernſt, Dionyſia, daß nichts auf dieſer Welt, keine Bitte und kein Flehen mich bewegen könnten, die Worte, die ich eben geſprochen, wieder zurückzunehmen. Verſteh mich alſo wohl, und nimms in ſeiner ungeheuerſten Bedeutung, Dionyſia, du biſt frei." Und er wandte ſich wie zum Abſchied von ihr fort.

In demſelben Augenblick warf Dionyſia die Decke ab, eilte zum Fenſter, riß es auf; — und wäre Erasmus nicht herzugeeilt, ſo hätte ſie im nächſten Augenblick zerſchmettert in der Tiefe liegen müſſen.

„Unglückliche!“ rief er aus, die Zitternde in den Armen haltend, „was wollteſt du tun?“

„Ein Leben enden, das mir nichts mehr wert iſt, da ich dein Vertrauen verloren habe.“

Erasmus' Lippen berührten die Stirne der Gattin, die in ſeinen Armen die Beſinnung zu verlieren ſchien, und er atmete tief.

Mit einem Male löſten ſich aus dem Schweigen des Tales, das im Morgengrauen dalag, liebliche Töne. Dionyſia öffnete die Augen, ſie horchte auf, und ihre Züge, eben noch wie in verzweifelter Müdigkeit erſchlafft geweſen, ſpannten neu ſich an. Erasmus gewahrte es und entließ Dionyſia ſofort aus ſeiner Umarmung. „Erkennſt du, was eben zu uns heraufklingt?“ fragte er. „Es ſind die Töne einer Hirtenflöte. Und ſiehe, ohne daß du es dir geſtehen möchteſt, ja, ohne daß du dir deſſen ſo recht bewußt wärſt, regt ſich in dir, die ſoeben bereit war, in den Tod zu gehen, die Neugier, zu erfahren, an welchen Lippen die Flöte ruht, der dieſe Töne entklingen. So iſt es denn Zeit für dich, Dionyſia, ganz zu erfaſſen, was du früher vielleicht nicht faſſen konnteſt: daß du frei biſt. Folge dieſer erſten Lockung, die an dich ergeht — und jeder andern, die noch kommen mag, gerade ſo wie dieſer. Zieh hin, Dionyſia,

dein Schickſal zu erfüllen, ganz du ſelbſt zu ſein.“

Mit wehem Erſtaunen wandte Dionyſia den Blick ihrem Gatten zu.

„Zieh hin,“ wiederholte Erasmus entſchiedener als vorher. „Dies iſt mein letzter Befehl an dich. Vielleicht bedeutet dieſer Flötenton die einzige Lockung, der zu unterliegen du beſtimmt biſt, vielleicht die erſte nur von wenigen oder vielen. Vielleicht ruft eine andere dich in der nächſten Stunde ſchon zurück nach Hauſe, vielleicht erſcheinſt du in Jahren, vielleicht niemals wieder. Des einen aber ſei immer eingedenk: wann du auch wiederkehrſt und mit welchen Erinnerungen beladen, — Bett, Gewand und Wohnſtatt warten deiner; keine Frage und kein Vorwurf wird dich kränken, und ich ſelbſt werde dich nicht anders empfangen als an dem Abend, da du als meine junge Gattin über dieſe Schwelle trateſt. Und nun, Dionyſia, leb wohl.“ Mit dieſen Worten und einem letzten Blick wandte er ſich ab, ſchritt zur Türe hin, ſchloß ſie hinter ſich ab und wandelte langſam die Treppe hinauf, nach ſeinem Turmgemach. Noch nicht lange ſtand er oben an der kleinen Fenſterluke, die Augen talwärts gewandt, als er ſah, wie ſeine Gattin in einem ſeltſam ſchwebenden

Gang, den er nie an ihr gekannt hatte, über die Wieſe eilte, dem nahen Walde zu, aus deſſen Schatten das Flötenlied ihr entgegenklang. Bald verſchwand ſie unter den Bäumen, und in der nächſten Minute hörte Erasmus die Flöte verſtummen.

2.

Der junge Hirte, der unter einem Baum liegend durch die Blätter zum Blau des Himmels emporgeblinzelt hatte, ließ die Flöte von den Lippen ſinken, als er ein Rauſchen in ſeiner Nähe vernahm. Er war nicht wenig erſtaunt, da er eine junge Frau im weißen wallenden Nachtgewand mit bloßen Füßen vor ſich im Mooſe ſtehen ſah. „Was willſt du?“ fragte er. „Warum blickſt du mich ſo böſe an? Iſt es etwa nicht geſtattet, hier zu früher Stunde Flöte zu blaſen? Habe ich dich aus deinem Morgenſchlummer geweckt? So wiſſe, ich bin es gewohnt, mit der Sonne aufzuſtehen und zu blaſen, wann es mir beliebt. Und dabei wird es bleiben, das glaube mir.“ Mit dieſen Worten ſchüttelte der Hirte das Haupt, ſo daß die Locken flogen, ſtreckte ſich wieder der Länge nach hin, blinzelte in die Höhe und ſetzte die Flöte an den Mund.

„Wer biſt du?“ fragte Dionyſia bewegt.
Ärgerlich ſetzte der Jüngling die Flöte ab und erwiderte: „Es dürfte nicht ſchwer zu merken ſein, daß ich ein Hirte bin.“ Und er blies weiter.
„Wo iſt deine Herde?“ fragte Dionyſia.
„Siehſt du es nicht dort zwiſchen den Baumſtämmen weiß zu uns herſchimmern? In jener Lichtung weiden meine Schafe. Aber ich rate dir nicht, nahe hinzugehen, denn ſie ſind ſcheu und fliehen nach allen Windrichtungen, wenn ſie Fremde in ihrer Nähe ſpüren.“ Und wieder wollte er die Flöte an ſeine Lippen ſetzen.
„Wie kommſt du in dieſe Gegend?“ fragte Dionyſia. „Ich kenne dich nicht.“
Jetzt ſprang der Jüngling auf und erwiderte zornig: „Ich ziehe mit meiner Herde durch das ganze Land. Den einen Tag bin ich hier, den zweiten dort, den dritten anderswo, und daher habe ich ſchon allerlei erlebt. Aber das iſt mir wahrlich noch nie vorgekommen, daß in aller Morgenfrühe Damen im Nachtgewand vor mir im Mooſe ſtehen und mich um Dinge fragen, die ſie nichts kümmern, juſt wenn ich die Flöte blaſen und in die junge Sonne blinzeln will.“ Er maß Dionyſia verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen, ſetzte die Flöte an den Mund und ſpazierte blaſend da-

von der ſchimmernden Lichtung zu. Da ſchämte ſich Dionyſia ihrer bloßen Füße und ihres Nachtgewands, und ſie wandte ſich, um nach Hauſe zu gehen. Während aber die Töne immer ferner klangen, fuhr es ihr durch den Sinn: der freche Knabe! Ich möchte ſeine Flöte zerbrechen. Und es fiel ihr ein, daß ſie nicht das Recht hatte, nach Hauſe zurückzukehren, ehe ſie dieſem Wunſche nachgegeben, und eilends folgte ſie den Flötentönen durch den Wald. Das Geäſt ſchlug über ihrer Stirn zuſammen, die Blätter blieben ihr im offenen Haar hangen, und Wurzelwerk ſchlang ſich um ihre Füße. Sie aber kehrte ſich nicht daran, brach die Zweige, die ihrem Schreiten hinderlich waren, mit ihren feinen Fingern, entwand ſich dem Erdgeflecht und ſchüttelte die Blätter aus ihrem Haar. Als ſie aus dem Wald heraustrat, ſenkte ſich die grüne Wieſe vor ihr mit blauen, roten und weißen Blumen, und jenſeits, wo der Wald wieder anfing, ſtand der Hirt mitten unter ſeinem ſchimmernden Getier, und ſeine Locken leuchteten im Sonnenglanz. Er ſah Dionyſia herankommen, runzelte die Brauen und wies die Nahende mit befehlender Gebärde von dannen. Sie aber ließ ſich nicht abhalten, ſchritt gerade auf ihn zu, nahm dem Staunenden die Flöte aus der Hand, brach ſie entzwei und

ſchleuderte ihm die Stücke vor die Füße hin. Jetzt erſt ſchien er zur Beſinnung zu kommen, packte Dionyſia an den Handgelenken und wollte ſie zu Boden werfen. Sie wehrte ſich, ſtemmte ſich ihm entgegen, ſeine Augen glühten zornig in die ihren, ſein haſtender Atem fauchte ihr über die Stirn. Er preßte die Lippen zuſammen, ſie lachte: plötzlich ließ er ihre Hände frei und umfaßte ihren Leib mit beiden Armen. Heftig wallte es in ihr auf, und ſie wollte ſich ihm entreißen. Aber da er ſie immer mächtiger an ſich heranzog, drängte ſie ſelbſt ſich ihm entgegen, ermattete, ſank aufs Gras, und mit ungeahnter Wonne gab ſie ſich ſeinen grimmigen Küſſen hin. —

Manche Tage wandelte ſie nun mit dem Hirten und ſeiner Herde durchs freie Land. In den heißen Mittagsſtunden ruhten ſie im Schatten der Bäume, nachts ſchliefen ſie auf einſam weiten Auen. Die Herde, ſonſt gewohnt einem Flötenſpiel zu folgen, das nun für immer verſtummt ſchien, verlief ſich allmählich, und am Ende hüpfte nur mehr ein kleines Lämmchen neben dem Paare einher.

Da kam nach hundert Sonnentagen und hundert Sternennächten an einem trüben Morgen ein rauher Wind über die Wieſe geſauſt, auf der die Liebenden geſchlafen hatten, und Dionyſia erwachte

ſchaudernd. „Wach auf,“ rief ſie über den Hirten hin, „erhebe dich, mich friert. Fern im Morgennebel ſehe ich Häuſer liegen; hier läuft der Weg hinab, gehe raſch, kaufe mir Schuhe, Kleid und Mantel.“

Der Hirte ſtand auf, trieb das letzte Lämmchen vor ſich her, verkaufte es in der Stadt, und für den Erlös brachte er Dionyſia, was ſie gewünſcht hatte. Als Dionyſia neu gekleidet war, ſtreckte ſie ſich wieder auf den Boden hin, kreuzte die Arme über ihrem Haupt und ſagte: „Nun möchte ich gerne wieder einmal etwas auf der Flöte ſpielen hören.“

„Ich habe keine Flöte mehr,“ erwiderte der Hirte. „Du haſt ſie mir zerbrochen.“

„Du hätteſt ſie feſter halten ſollen,“ erwiderte Dionyſia. Dann ſah ſie um ſich und fragte: „Wo iſt denn unſer ſilberwolliges Gefolge?“

„Es hat ſich verlaufen, da es mein Flötenſpiel nicht mehr hörte,“ antwortete der Jüngling.

„Warum haſt du nicht beſſer achtgegeben?“ fragte Dionyſia.

„Ich habe mich um nichts gekümmert als um dich,“ erwiderte der Jüngling.

„Heute morgen ſah ich ja noch ein Lämmchen neben uns ruhn.“

„Das hab ich verkauft, um dir Schuhe, Kleid und Mantel zu bringen.“

„Wärſt du mir nicht gehorſam geweſen,“ ſagte Dionyſia ärgerlich, erhob ſich und wandte ſich ab.

„Wohin willſt du denn?“ fragte der Hirte ſchmerzlich erſtaunt.

„Nach Hauſe,“ erwiderte Dionyſia, und ſie fühlte ein leiſes Sehnen nach Erasmus.

„Das iſt ein weiter Weg,“ ſagte der Hirt, „allein findeſt du nicht zurück; ich will dich geleiten.“

„Das könnte mir fehlen, daß ich den weiten Weg zu Fuß gehe.“

In dieſem Augenblick fuhr unten auf der Landſtraße ein Wagen vorüber. Dionyſia rief laut und winkte mit der Hand. Aber der Kutſcher kümmerte ſich nicht darum, hieb auf die Pferde ein und trieb ſie vorwärts. Dionyſia rief noch lauter. Da neigte ſich jemand aus dem Wagenfenſter und wandte ſich nach der Richtung, aus der die Stimme tönte. Als er der ſchönen Frau gewahr wurde, befahl er dem Kutſcher zu halten, ſtieg aus dem Wagen und ging Dionyſia entgegen, die die Wieſe heruntereilte.

„Was willſt du?“ fragte er. „Warum haſt du gewinkt und gerufen?“

„Ich bitte dich," erwiderte Dionyſia, „gönne mir einen Platz in deinem Wagen und führe mich in meine Heimat." Und ſie nannte ihm den Ort, wo das Haus ihres Gatten ſtand.

„Gern will ich deinen Wunſch erfüllen, wunderſchöne Frau," erwiderte der Fremde, „aber es iſt weit in deine Heimat, und da ich eben erſt von einer Reiſe heimkehre, muß ich auf einen Tag nach Hauſe, um nach meinen Geſchäften zu ſehen. Doch ſollſt du mir in meinen Räumen willkommen ſein, und ehe du dich auf die Heimreiſe begibſt, dürfte ein Tag und eine Nacht der Ruhe dich wohl erquicken."

Dionyſia war es zufrieden, der Reiſende öffnete höflich den Wagenſchlag, ließ die junge Frau einſteigen, die ſich in die Ecke lehnte, ohne ſich noch einmal umzuwenden, und nahm an ihrer Seite Platz. Die Kutſche ſetzte ſich in Bewegung. Sie fuhr zuerſt auf der Landſtraße zwiſchen grünem Gelände, dann zwiſchen kleinen wohlgehaltenen Häuſern weiter.

„Wo ſind wir?" fragte Dionyſia.

„Was du hier ſiehſt," erwiderte der Fremde, „iſt alles mein. Ich baue Maſchinen für das ganze Land und in den Dörfern, durch die wir fahren, wohnen die Arbeitsleute, die mir dienen." Wäh-

rend er dieſe Worte ſprach, betrachtete Dionyſia ihn aufmerkſamer, und ſie ſah, daß ſeine ſchmalen Lippen von verhaltener Kraft ſchwollen und ſeine hellen Augen ſtolz und wie unerbittlich vor ſich hinblickten.

Mit Anbruch der Nacht hielt die Kutſche vor einem ſchloßartigen Gebäude. Das Tor öffnete ſich. Eine marmorweiße Halle ſtrahlte von vielen Lichtern wieder. Auf den Ruf ihres Herrn erſchien ein Mädchen, geleitete Dionyſia in ein behaglich ausgeſtattetes Gemach, war ihr beim Auskleiden behilflich und wies ihr dann den anſtoßenden kriſtallblauen Raum, wo ein Bad bereitet war, in deſſen laue Fluten Dionyſia mit Behagen tauchte. Nachher erſchien das Mädchen wieder und fragte Dionyſia, ob ſie allein oder in Geſellſchaft des Herrn zu ſpeiſen wünſche. Dionyſia erklärte, heute für ſich bleiben zu wollen, denn ſchon wußte ſie, daß ſie lange genug hier verweilen würde, um ihren Gaſtgeber ſo nahe kennen zu lernen, als es ſie gelüſtete. —

3.

Es war Herbſt geweſen, da Dionyſia in das Schloß gekommen war; das Frühjahr nahte, und noch weilte ſie, doch längſt nicht mehr als

Gaſt, ſondern als Gefährtin des Hausherrn und als Herrin des Hauſes. Von ihrem Balkon aus war der Blick frei auf weites, hügeliges Land. Aus fernen Talmulden ragten Schlöte auf, der Wind brachte das Geräuſch von Räderſchnurren und Hämmerſchlag, und an dunklen Abenden verglühten über den Rauchfängen haſtige Funken in den Lüften. Nah ans Schloß gerückt, eng aneinander gedrängt und von ärmlichen Gärtchen umgeben, ſtanden Wohnhäuſer in langen Reihen, aber ein dichter Wald hielt auch die nächſten vom Schloſſe ab. Hinter den letzten Maſchinenhäuſern ſtrebte Ackerland hügelaufwärts und ſenkte ſich wieder nach unſichtbaren Ebenen, doch verrieten ferne Rauchſäulen, daß auch jenſeits der Hügel ein Bezirk der Arbeit ſich dehnte. Das Schloß ſelbſt ſtand in einem Park, der ſich ſo weithin ſtreckte, daß Dionyſia, die ſich täglich darin zu ergehen pflegte, noch in den letzten Wintertagen ihr unbekannt gebliebene Stellen entdeckte. Zuweilen um die Mittagsſtunde oder des Abends begleitete ſie auf ihren Spaziergängen der Gutsherr, und ſie erfuhr von ihm, daß noch vor kaum zwei Jahrzehnten dieſer Park eine Art von Urwald geweſen, daß an der Stelle des Schloſſes ein kleines Haus geſtanden und daß unten, wo

jetzt hundert Schlöte rauchten, unter Bauernhütten eine einzige arme Schmiede Arbeit verrichtet hatte. Aber alles, was seither ringsum entstanden war, sollte nicht mehr zu bedeuten haben als den Anfang größeren Werkes. Schon rührte es sich an den Gemarken des freien Hügellandes, sumpfige Stellen wurden trockengelegt, Bächen wurde durch Wehr und Damm Widerstand und neue Kraft gegeben, Wälder wurden ausgeholzt, im nächsten Sommer sollte eine Riesenhalle fertig stehen, um die Modelle aller Maschinen aufzubewahren, die jemals von hier in die Welt gegangen waren und noch gehen sollten.

Oft erschienen Gäste auf dem Schloß; Erfinder, Baumeister, Abgesandte des Fürsten, Bevollmächtigte fremder Staaten. Einige schieden befriedigt und leichtgemut, andere unlustig und betroffen. Des Gutsherrn Wort aber schien stets von gleichem Ernst und Gewicht, und immer fühlte Dionysia, daß keiner der Gäste einen Vorteil über ihn zu gewinnen vermocht hatte, daß er klüger und stärker gewesen war als die andern alle.

Manchmal durfte sie selbst an seiner Seite zwischen glühenden Hämmern und schnurrenden Rädern, schlürfenden Seilen und brausenden Röhren einhergehen. Auch die Kanzleiräume blieben ihr

nicht fremd, wo Zeichnungen und Entwürfe auflagen, Briefe empfangen und abgesandt und die Bücher des Hauses geführt wurden. Mit jedem Schreiber und jedem Arbeiter schien der Gutsherr sich zu beraten, überall war er Lehrer und Lernender zugleich; aber aus welcher Türe er auch trat, stets wußte er sicherer Bescheid darüber, was in dem eben verlassenen Raum gedacht und geschaffen wurde, als diejenigen, die ihre ganzen Tage dort verbrachten. An manchen Abenden ließen Künstler des Gesangs und verschiedener Instrumente sich hören, ja eine vorzügliche Schauspielgesellschaft gab etliche Male im Schloß ihre Vorstellungen, zu der aus der Umgebung und auch aus dem weiteren Umkreis sich Zuschauer einfanden. So war dafür gesorgt, daß keine Stunde für Dionysia auch nur von der Ahnung einer möglichen Leere durchweht war, und doch blieb ihr das Recht der Einsamkeit durchaus gewahrt. Der Gutsherr selbst versäumte es nie anzufragen, ob seine Gesellschaft erwünscht sei, und wenn es Dionysia gefiel, sich allein auf Spaziergänge zu begeben, so bedurfte es nur eines Winks, um jede Begleitung von ihrer Seite zu weisen.

Einmal zu Sommerbeginn, als sie durch ein Dörfchen spazierte, das, wiewohl drei Stunden ent-

fernt, noch immer den Ländereien des Gutsherrn zugerechnet wurde, lief ihr ein blaſſes kleines Mädchen entgegen und flehte mit ausgeſtreckten Händen um einen Biſſen Brot. Dionyſia, befremdet, ſchüttelte den Kopf und war geneigt, das Kind für ein vorlaut bettelhaftes Geſchöpf anzuſehen, an denen es am Ende auch hier nicht mangeln mochte; da machte ein traurig ängſtlicher Blick aus den Augen des Mädchens ſie nachdenklich, und ſie beſchloß, im Hauſe ſelbſt Nachſchau zu halten. Eine nicht mehr junge Frau ſtand im Vorraum, ein Kind auf dem Arm, zwei andere ſpielten auf dem Fußboden mit Holzſtückchen und Obſtkernen. Auf Dionyſias Frage erwiderte die Frau, daß jene bettelnde Kleine heute nichts anderes genoſſen hätte, als ein halbes Gläschen Milch; ohne weitere Fragen abzuwarten, ließ ſie ihren Klagen freien Lauf, und ſo erfuhr Dionyſia, daß hier im Ort zumindeſt innerhalb der mit Kindern geſegneten Familien Mangel und Sorge zu Hauſe waren. Dionyſia, höchſt betroffen, ließ all ihr Geld zurück und eilte nach Hauſe, um den Geliebten von dieſen Zuſtänden in Kenntnis zu ſetzen, an denen ihrer Überzeugung nach nur Untreue und böſer Wille untergeordneter Beamten Schuld tragen konnten. Der Gutsherr klärte ſie auf, daß

selbst innerhalb der einfachsten, scheinbar gleichmäßigsten Verhältnisse das Schicksal der einzelnen je nach persönlichen Eigenschaften und allerlei Zufälligkeiten sich höchst verschieden zu gestalten pflegte, und riet ihr, sich um dergleichen Dinge fernerhin nicht zu kümmern. Sie erklärte sich außerstande, diesem Rat zu folgen, vielmehr erbat sie die Erlaubnis, auf ihre Art und soweit ihre Kräfte reichten, die Mißstände, unter denen ja nicht die Schuldigen allein litten, aufheben oder wenigstens verbessern zu dürfen. Der Gutsherr hatte nichts dagegen, daß sie die Summen, die ihr reichlich zur Verfügung standen, nach Gutdünken verwendete, und erhob auch keinerlei Einspruch gegen die Nachforschungen und Wanderungen, die sie schon vom nächsten Tage an zu unternehmen begann. Bald gewahrte sie, daß mehr zu helfen not tat, als sie je geahnt hätte, und daß auch dort, wo die Gegenwart keine Sorgen zu bergen schien, eine düstere und ungewisse Zukunft herandrohte. Wo aber die Leute sich leidlich behagten, dort war es gerade die unbewußte, dumpfe Hoffnungslosigkeit ihres Daseins, die Dionysia mit Verwunderung und Kummer erfüllte. Es kam endlich dahin, daß sie ihren eigenen Überfluß wie ein Unrecht an jenen empfand, denen selbst das Notwendige ver-

ſagt war; und wenn ſie auch hier und dort von einem Tag auf den andern ein Schickſal günſtiger zu geſtalten imſtande war, ſie begriff bald, daß ſie die Ordnung des Staates, ja die Geſetze der Welt hätte ändern müſſen, um vollkommen und für die Dauer zu helfen. Kummervoll ſtellte ſie ihre Wanderungen ein, und weder die Vergnügungen der Geſelligkeit, die ihr zahlreicher und lebhafter geboten waren als je, noch die Zärtlichkeiten ihres Geliebten konnten ihre Schwermut beſiegen.

Zu dieſer Zeit meldeten Gerüchte eine wachſende Unzufriedenheit der arbeitenden Bevölkerung, und der Gutsherr, ohne ein Wort des Vorwurfs, verhehlte Dionyſia nicht, daß gerade ſie an ſolcher in dieſer Gegend bisher nicht erhörten Bewegung nicht minder durch ihre früher geübte Wohltätigkeit als durch deren unerwartete Einſtellung mitſchuldig ſein mochte. Abgeſandte erſchienen im Schloſſe, Erhöhung der Löhne und Herabſetzung der Arbeitszeit zu fordern; und einiges, im Verhältnis wachſenden eigenen Wohlſtandes vermochte der Gutsherr zu gewähren. Eine Beruhigung trat ein, die nicht lange anhielt. Neue, immer lebhaftere Forderungen wurden erhoben, denen Erfüllung verſagt werden mußte. Die Unruhe ſtieg an, wandte ſich in Erbitterung; in einzelnen

Gebieten wurde die Arbeit unterlaſſen, bald zwangen die Aufſtändiſchen auch dort dazu, wo man bisher noch weiter geſchafft hatte; es kam zu Gewalttätigkeiten, der Gutsherr ſah ſich genötigt, die Regierung um Unterſtützung anzugehen, Soldaten rückten herbei, der Grimm ſtieg, und Kämpfe erfolgten, mit Opfern auf beiden Seiten. Bald aber war der Sieg der Staatsgewalt völlig erklärt, einige Führer der Bewegung wurden ins Gefängnis geworfen, andere entlaſſen, neue Arbeitskräfte, die von überall zuzogen, aufgenommen, und es dauerte nicht lange, ſo rollten die Räder, rauchten die Schlöte und keuchten die Maſchinen rings im Gelände wie zuvor.

In jenen ſchweren Zeiten hatte Dionyſia ſich ſtille verhalten. Sie bangte um den Gutsherrn, der ſtets im Bannkreis der höchſten Gefahr zu finden war, zugleich aber jammerte ſie das Los der Schwachen, deren Auflehnung ſie beſſer zu begreifen vermeinte als irgendwer. Wie immer die Entſcheidung fallen ſollte, Dionyſia ſah vorher, daß ſie keine Beruhigung bringen konnte; und am Tage der Entſcheidung, da der Geliebte als Sieger in ſein Schloß zurückgekehrt war, traf er Dionyſia nicht mehr an. Arm und frei, wie ſie gekommen, hatte ſie den Weg nach der Heimat angetreten,

in der festen Meinung, daß nun keine Lockung mehr ihrer harren könnte.

4.

Die Bewegung, die an dem Orte, dem Dionysia den Rücken wandte, niedergeworfen schien, war nach anderen, näheren und ferneren, um so entschiedener weitergerückt, ergriff immer neue Kreise, verbreitete sich durch das ganze Land, so daß bald nicht nur die Arbeiter gegen die Fabrikherren, sondern auch die Armen gegen die Begüterten, die Abhängigen gegen die Freien, die Bürger gegen den Adel in Aufruhr standen. So geschah es, daß Dionysia schon am dritten Tage ihrer Wanderung in eine Art von Feldlager geriet, unter eine Rotte von Männern, Frauen, Halberwachsenen, Kindern, die zum Teil mit den sonderbarsten Waffen versehen waren. Man hielt die wohlgekleidete Reisende an; sie erklärte, daß sie auf dem Weg nach ihrer Heimat begriffen sei und, wie sie leicht beweisen konnte, nicht mehr Geldes bei sich trug, als für die notwendigsten Bedürfnisse eben ausreichte. Ein älterer Mann, der sich ihrer gleich gegen die unziemlichen Späße der Jüngeren angenommen, gab ihr zu bedenken, daß die Straßen unsicher wären, und sie am Ende

froh ſein müßte, gerade hier angehalten worden zu ſein, wo troz aller erlittenen Unbill die Sehnſucht nach Rache noch nicht in blindwütige Zerſtörungs- und Mordluſt ausgeartet wäre. Er riet ihr, vorläufig hier Raſt zu halten, wo man ſie bis auf weiteres jeden Schutzes verſichern wollte, ſtatt eine Reiſe fortzuſetzen, auf der ihr, als einer allein wandernden ſchönen, jungen Frau nicht allein die Gefahr des Todes drohen mochte. Dionyſia gehorchte dem Rat um ſo williger, als ſie unſchwer vorherſehen konnte, wie übel man einen Widerſtand aufnehmen würde, und merkte bald, daß ſie ſich wohl unter entſchloſſenen, doch nicht unbeſonnenen Menſchen befand. Es waren Bergleute, die ihr Leben bis vor wenigen Tagen in der Düſternis und dem Todesatem ungeheuerer Gruben verbracht hatten; und die ganze nachtgewohnte Schar, als hätte das Licht des Himmels ihr Blut und Sinne berauſcht, war der kühnſten Hoffnungen voll. Sie rechneten alle auf die Niederlage der Mächtigen, denen ſie bisher Frondienſt geleiſtet, auf die Einſicht und Bundesbrüderſchaft der Vernünftigen und auf das Erſtehen eines Reichs der Gleichheit und Gerechtigkeit. Dionyſia aber, als fühlte ſie ſich durch höhere Fügung an den ihr angemeſſenen Ort geſtellt, gab ſich als Gleichge-

ſinnte zu erkennen und erklärte ſich bereit, mit ihren neuen Gefährten zu tragen, was dieſen beſtimmt ſein mochte, Sieg oder Untergang.
Die erſte Nacht ſchlief ſie unbehelligt in dem abgeſchiedenen Lager der Frauen und Kinder. Am nächſten Tag hielten die Männer Beratung ab; und bald ſchwirrte es rings von Widerſpruch und Streit. Die einen hielten es für das Klügſte, mit den zaggewordenen Behörden in Unterhandlungen einzutreten, andere, ungeduldig, ſchlugen vor, ohne weiteren Aufſchub in die nächſte Stadt nach Feindesart einzubrechen. Am Ende wurde beſchloſſen, Leute nach benachbarten aufſtändiſchen Gruppen auszuſenden, um vorerſt zu erfahren, wie da und dort die Dinge ſtünden. Die Boten gingen, keiner von ihnen kam abends wieder, keiner am nächſten Morgen. Die Zurückgebliebenen ahnten Schlimmes. Zu Mittag ſetzte ſich der ganze Haufe in Bewegung, Männer, Frauen und Kinder. Am Horizont erſchienen Rauchſäulen und roter Feuerſchein. Man durchwanderte eine weite, kahle Ebene, wo es an Waſſer und Nahrung mangelte. Man zog durch armſelige, beinahe menſchenleere Dörfer, brach in Keller und Gehöfte ein, wo Weine und Eßwaren, freilich nicht in ausreichendem Maße, erbeutet wurden.

Durſtige fielen über Berauſchte, Hungrige über Geſättigte her. Die Ordnung war aufgelöſt, Frauen und Männer lagerten in der Nacht durcheinander. Ein junger, hagerer Menſch, der ſich Dionyſia ſchon auf der Wanderung angeſchloſſen hatte, näherte ſich ihr, zog ſie mit ſich, und im Gebüſch umſchlang er ſie mit gierigen Armen. Sie gehörte ihm dieſe eine Nacht, am Morgen darauf kannte er ſie nicht mehr, und auch er verſchwand für ſie als ein Gleichgültiger in der Menge. Die Wanderung ging weiter, an rauchigen Gehöften und niedergebrannten Dörfern vorbei, durch ausgeſtorbenes und verwüſtetes Land. Endlich machte die Schar Halt vor den dunklen, ſchweigenden Mauern einer Stadt mit verſchloſſenen Toren. Niemand wußte, was der morgige Tag bringen konnte; Himmel und Erde hüllten ſich in Geheimnis; keine Fackel wurde entzündet, Schweigen laſtete über der dunklen Menge. Plötzlich aus der Finſternis tönte ein ſchrilles Lachen, als gälte es, das Furchtbare zu durchbrechen, das nicht länger zu ertragen war. Dem Lachen folgte ein wütender Schrei, dem Schrei erſticktes Stöhnen, wehes Heulen und wieder Gelächter. Männer und Frauen hatten ſich durcheinander, aneinander gedrängt, jeder nahm, die ihm am nächſten

war, keine leiſtete Widerſtand; denn alle wußten mit einem Mal, daß morgen alles zu Ende war. Dionyſia wurde von einer ungeheuren Angſt erfaßt. Es gelang ihr, zwiſchen gierig greifenden Händen, heißtrockenen Atemzügen immer weiter hindurchzufliehen und endlich zu entkommen. Die ganze Nacht kauerte ſie, in ihren zerriſſenen Mantel gehüllt, im Schatten eines Mauervorſprungs, wo das Stöhnen und Schreien und Lachen nur heiſer und verhallend zu ihr drang. Plötzlich, im erſten Morgengrauen, ſprangen die Tore der Stadt auf. Bewaffnete ſtürmten hervor, fielen über die Ermatteten, Verwüſteten, Schlaftrunkenen, über Männer und Weiber her, hieben ſie zuſammen und jagten, was je nach Laune ihr Mordſtahl verſchonte, in die Stadt hinein. Dionyſia war unter dieſen; und ſchon bei Sonnenaufgang lag ſie mit Hunderten anderer Frauen in einem Feſtungshof hinter zugeſchmettertem Tor. Das Fieber ſchüttelte ſie, ſie verfiel in wüſte, unfaßbare Träume, endlich verließen ſie die Sinne.

5.

In einem weißen, geräumigen Zimmer erwachte ſie. Eine Wartefrau ſaß ihr zu Häupten, von ihr erfuhr ſie, daß ſie aus dem Gefängnis

hierhergebracht worden und viele Tage ohne Bewußtsein gelegen sei. Zugleich hörte sie, daß der Aufruhr im Lande niedergeworfen war, daß viele der Schuldigen im Kerker schmachteten und einige hingerichtet worden waren. Und endlich erzählte ihr die Wärterin, daß ein junger gräflicher Offizier für sie die Haftung übernommen hätte, da es ihm nach ihrem ganzen Aussehen zweifellos erschienen, daß sie unverschuldet und nur durch eine sonderbare Fügung unter die Aufständischen und Gefangenen geraten war; und mit bedeutungsvollem Lächeln fügte die Wärterin hinzu, daß der Graf täglich käme, sich nach ihr zu erkundigen, oft lange Zeit an ihrem Bett verweilt und sie bewegt betrachtet hätte. Ein alter Arzt trat ins Krankenzimmer, zeigte sich nicht sonderlich erstaunt, Dionysia bei Bewußtsein zu finden, da er diesen Umschwung für den heutigen Tag erwartet hätte, nahm eine Untersuchung der Leidenden vor, vermied mit deutlicher Absicht jede Frage nach Dionysias Herkunft und Schicksal und stellte baldige vollkommene Genesung in Aussicht. Dann erhob er sich, verabschiedete sich mit auffallender Höflichkeit und traf am Ausgang mit einem jungen Mann in glänzender Uniform zusammen, dem er freundlich, aber bestimmt, den

Eintritt zu verweigern ſchien, worauf ſich hinter beiden die Türe ſchloß. Doch hatte Dionyſia Zeit genug gehabt, einen lebhaften Blick aus hellen Mannesaugen aufzufangen, und ſie erinnerte ſich wie aus einem Traum, daß dieſe ſelben Augen auf ihr geruht hatten, als ſie fiebernd und ſinnverlaſſen zwiſchen ragenden Lanzen durch hallende Straßen in das Gefängnis geführt worden war.
Von Tag zu Tag fühlte ſie ſich kräftiger werden; allmählich ſtellte ſich auch wieder die Klarheit des Denkens ein, und noch immer ſah ſie niemanden, außer der Wärterin und dem Arzt, der in einer gewiſſen vertraulichen Weiſe auf geheime Freunde anſpielte, die an dem Geſchick der Kranken wärmſten Anteil nähmen, denen aber gerade in dieſen Tagen der fortſchreitenden Geneſung der Zutritt ſtrenge verwehrt ſein müßte. Dionyſia hörte all dies mit Gleichgültigkeit an. Sie war entſchloſſen, ſobald ſie ſich völlig geſund fühlte, die ſo ſchlimm unterbrochene Reiſe nach ihrer Heimat fortzuſetzen, vor ihren Gatten hinzutreten, ihm ihre Schickſale zu berichten und ihn zu fragen, ob er ſie, ſeines Wortes eingedenk, trotz allem, was ihr widerfahren, in ſeinem Hauſe wieder aufnehmen wollte. Doch fühlte ſie auf dem Grunde dieſes Vorſatzes mehr Neugier als Sehnſucht, und ein Wiederſehen mit

Erasmus lockte ſie wie ein neues Abenteuer, nicht als der Abſchluß ihres wechſelvollen Wanderlebens.

Am Morgen, da ſie ſich zum erſtenmal aus dem Bett erhoben hatte, von dem Balkon ihres Krankenzimmers in ein Gärtchen hinunterſah und ihre Blicke weiter hinaus über die zerſtampften und erſtickten Felder ſchweifen ließ, trat der junge Graf bei ihr ein und entſchuldigte ſich vor allem wegen der Verfügungen, die er wohl in beſter Abſicht, doch ohne jede Ermächtigung, zu treffen ſich erlaubt hätte. Dionyſia dankte ihm lebhaft, doch ohne Verwunderung, und erklärte nur, ſo vieler Freundlichkeit gegenüber ſich zur Mitteilung verpflichtet zu fühlen, wem man ſie erwieſen. Aber einer plötzlichen Eingebung folgend, nannte ſie einen Namen als den ihren, den ſie nie geführt, als Wohnort eine kleine Stadt, in der ſie nie geweilt, und teilte ihrem Gatten einen Beruf zu, den jener niemals ausgeübt hatte. Mit einer ihr ſelbſt erſtaunlichen und neuen Freude am Lügen, die ſie im Anhören ihrer eigenen Worte wachſen fühlte, erzählte ſie, wie ſie auf dem Gut von Freunden zu Gaſt geweſen und auf der Rückreiſe von einer aufrühreriſchen Horde aus dem Wagen geriſſen und beraubt, ihr Leben nur hätte retten

können, indem ſie ſich als geheime Anhängerin der Aufſtändiſchen bekannte; wie ſie nun tagelang mit jenen fürchterlichen Menſchen in der Irre umhergezogen wäre und endlich unſchuldig und gezwungen deren Schickſal hätte teilen müſſen. Nun aber war es an der Zeit heimzukehren, und ſo müßte ihr Dank zu gleicher Zeit ihren Abſchied bedeuten. Der junge Graf war betrübt, doch ſchien er in ſeine zurückhaltende Rolle ſo eingewöhnt oder von Natur ſo ſchüchtern, daß er keinen Widerſpruch verſuchte und ſich nur als letzte Erlaubnis erbat, Dionyſia einen guten Wagen für die Reiſe zu beſorgen. Sie wiederum, ſo ſehr ſie ſich auch ſehnte, von der dunklen und bebenden Stimme des Grafen zärtlichere Worte zu vernehmen, fand ſoviel Vergnügen an ihrer ihr ſelbſt neuen Verſtellungskunſt, daß ſie wie in überſtrömender Dankbarkeit des Grafen Hand ergriff und ihn mit Augen anblickte, die ſie, wie ſie mit Befriedigung merkte, je nach Willen in feuchtem Glanze aufleuchten oder trüb konnte verlöſchen laſſen. Gleich nachdem der Graf ſich entfernt hatte, traf ſie Anſtalten zur Abreiſe. Der Arzt kam, ſchien über ihr Beginnen unwillig und verſicherte, keinerlei Bürgſchaft übernehmen zu können, ob ſie nicht etwa die Reiſe gleich würde unterbrechen und dann

in irgendeinem schlechten Wirtshaus tage- und nächtelang krank liegen müssen. Dionysia, wohl merkend, daß der Arzt mit dem jungen Grafen im Einverständnis handelte, spielte zuerst die Widerstrebende, dann die Zögernde und versprach am Ende seufzend, sich Anordnungen zu fügen, deren vernünftiger Begründung sie sich nicht verschließen könnte. Am Abend kam der junge Graf wieder und schlug Dionysia vor, da die Abreise nun doch einmal hinausgeschoben wäre, sie möge bis zum Eintritt ihrer vollkommenen Genesung ein bescheidenes ihm gehöriges in frischer Waldluft gelegenes Jagdhäuschen bewohnen. Eine Dame vom besten Ruf werde ihr als Gesellschafterin zur Seite gegeben werden, um jede üble Nachrede von Anbeginn auszuschließen. Dionysia entgegnete, daß sie selbst sich Sicherheit und Bürgschaft bedeutete, erklärte aber die Einladung des Grafen nur dann annehmen zu dürfen, wenn er sich verpflichtete, das Jagdhaus während der Dauer ihres Aufenthaltes überhaupt nicht zu besuchen. Er neigte das Haupt tief wie zum Zeichen völliger Unterwerfung, sie aber hielt sich in diesem Augenblick nur mit Mühe zurück, die Arme nach ihm auszustrecken und ihn an ihre Brust zu ziehen.

Am nächsten Morgen bezog sie das Jagdhaus,

das einfach und wohlgehalten zwei Stunden von der Stadt entfernt in laubdunkler Einſamkeit dalag. Ein hübſches Bauernmädchen war zu Dionyſias Empfang und weiterer Bedienung anweſend und verhielt ſich ſtill und gefällig. Die Speiſen waren wohlſchmeckend und trefflich bereitet, das Bett köſtlich und weich. Auf den gut gehaltenen Wegen unter hohen kühlen Wipfeln erging ſich Dionyſia ungeſtört wie in einem abgeſchloſſenen Park. Oft lag ſie ſtundenlang auf freiem Wieſenplatz, die Arme unter dem Haupt verkreuzt, die halbgeſchloſſenen Augen im ſchwindenden Blau des Himmels verloren. Schmetterlinge, vorüberflatternd, berührten ihre Stirn, der kühle Atem des Waldes ſtrich über ihre Lider und Haare hin, und aller Lärm der Welt verklang in fernen Gründen.

Eines Morgens, da Dionyſia das Haus verlaſſen wollte, zogen ſchwere Wolken auf und blieben dunkel ſchweigend über den Wipfeln hängen. Dionyſia ging in den niedern Zimmern hin und wieder, ſpazierte vor der Türe auf und ab, und eine wehe Beklommenheit ſtieg in ihrer Seele auf. Zu Mittag rührte ſie die Speiſen nicht an, das Mädchen fand ſie am gedeckten Tiſch in Tränen, erhielt auf ſeine Fragen keine Antwort;

und erſchrocken ſandte es in die Stadt nach dem Grafen, der ihm die Obhut über die ſchöne Frau anvertraut hatte. Am ſpäten Abend, während ein ſchwül hingezögertes Gewitter mit Hagel, Donner und Blitz endlich niederging, trat ſo unerwartet als erſehnt der junge Graf ins Zimmer, und ſein Glück war ohne Maß, als Dionyſia, die er als eine Verſtörte oder neuerdings Erkrankte zu finden gefürchtet, mit glanzhellen Augen und jauchzender Begrüßung an ſeine Bruſt ſtürzte.

Doch noch im Dämmer derſelben Nacht, in der ſie ſich ihm gegeben, verſicherte ihm Dionyſia, daß dieſe erſte zugleich die letzte bedeuten müſſe. Der Graf in der raſch erwachten eiferſüchtigen Neugier des Beſitzenden drang auf Erklärung. Dionyſia darauf in einem unbezwinglichen Drang, den Geliebten zu quälen, gab vor, ihr ſei mit einem Male, als hätte ſie in jener furchtbaren Nacht vor den Toren der ummauerten Stadt, ſchon vom dumpfen Fieber befallen, mit Schaudern, aber wehrlos, nicht einem, ſondern vielen ihrer wilden Gefährten angehört; ließ aber zugleich die Möglichkeit beſtehen, daß all dies nur ein grauenhafter Traum geweſen ſein mochte, der nun in der Erinnerung wie eine unerträgliche Wahrheit ſie bedrücke. Der junge Graf fiel in Verzweif-

lung, von der tiefſten Verzweiflung in neue Luſt, von der höchſten Luſt in tolle Raſerei, ſchwur, die Geliebte auf der Stelle zu töten, und flehte ſie am Ende doch an, ihn nur nicht zu verlaſſen, da ein Daſein ohne ihren Beſitz ihn von dieſer Stunde an nutzlos und elend dünkte.

Dionyſia blieb. Und bald war ihre Seele dem Grafen ſo völlig hingegeben, daß ſie all ihrer Lügen ſich zu ſchämen, ja unter ihnen zu leiden begann und endlich den Wunſch in ſich aufſteigen fühlte, dem Geliebten die wahre Geſchichte ihres Lebens mitzuteilen, was ſie nun aber wieder, in Angſt, durch dieſes ſpäte Geſtändnis neues Mißtrauen zu erwecken, von einem Tag zum andern hinausſchob.

Da erſchien an einem regenſchweren Herbſttag ein reitender Bote mit der Kunde, daß an der Landesgrenze eine längſt erwartete Bewegung des Nachbarheeres immer drohender ſich ankündigte, und wies einen Befehl vor, demgemäß der Graf ſich innerhalb der nächſten vierundzwanzig Stunden an die Spitze ſeines Regiments zu ſtellen hätte. Sobald der Bote wieder davongeſprengt war, erklärte Dionyſia dem Geliebten, daß ſie in keinem Fall von ſeiner Seite weichen werde und unwiderruflich geſonnen ſei, in Männerkleidung mit

ihm in den Krieg zu ziehen. Der junge Graf, ergriffen und beglückt, versuchte Dionysia zuerst die Unmöglichkeit eines solchen Beginnens vor Augen zu stellen; doch als sie ihm zuschwor, daß sie schlimmstenfalls auch gegen seinen Willen, ja im Troß des Heeres ihm und seinem Schicksal zu folgen entschlossen sei, verließ er noch am gleichen Tage mit ihr das Jagdhaus, begab sich mit ihr in die Stadt, erbat eine Audienz beim Fürsten und trug diesem ihm seit jeher wohlgewogenen Herrn ehrerbietig den Fall zur Entscheidung vor. Der Fürst, selbst einer jungen und edlen Frau vermählt, seinem Wesen nach so leicht erzürnt als begeistert und von jeder Art von Seltsamkeit rasch gefangen, fand in so unruhigen Zeitläuften gegen die Ausführung eines wohl abenteuerlichen, doch heldenhaften Planes nichts einzuwenden, und so geschah es, daß am nächsten Morgen Dionysia in kriegerischer Gewandung, aber nicht unerkannt, vielmehr mit Hochachtung und Teilnahme angesehen, an ihres Geliebten Seite aus dem Tor der Stadt durch das aufgeregte Land an die Grenze und dort früher als sie geahnt mitten in ein Gefecht sprengte, das, von ihren Sinnen kaum begriffen, wie eine zerrissene rote Wolke um ihre weiße Stirn und ihren leuchtenden Degen trieb.

Der Krieg nahm ſeinen blutig-wechſelvollen Gang, Dionyſia zog an ihres Geliebten Seite weiter in die feindlichen Gauen, ruhte auf verwüſteter und verbrannter Erde, wurde von Trompeten in die Schlacht gerufen, ſah Getroffene neben ſich zu Boden ſinken und lag ſelbſt mit einer Schläfenwunde durch manche Tage und Nächte unter Stöhnenden und Sterbenden in einem wankenden Barackenbau. Sie genas; fand den Geliebten, von dem ſie ohne jede Nachricht geblieben war, am Vorabend eines entſcheidungsvollen Tags, mit kaum verheilten Wunden gleich ihr, doch ſchon zu neuen Wagniſſen gerüſtet, an der Spitze ſeiner zuſammengeſchmolzenen Truppen wieder, ritt im Morgengrauen an ſeiner Seite ins feindliche Gewühl, hatte gleichen Anteil mit ihm an Gefahr und Ehre und trug eine mit ihm gemeinſam erbeutete Fahne in das ſiegreiche Lager heim. In der Nacht, die dieſem Tage folgte und die dunkel und ſchwül war unter der doppelten Finſternis eines ſternenloſen Himmels und eines faltenſchweren Zelts, ſchlief Dionyſia zum erſten Male wieder ſeit Beginn des Kriegs an der Seite des jungen Grafen, als ſein Weib; am Morgen aber traten ſie beide wieder als Kampfgefährten ins Freie, begrüßt von den ſiegesfrohen Stimmen

ihrer Kameraden. Beruhigter Sonnenglanz lag über der Ebene, und draußen im Feld, inmitten wehender Helmbuſche und funkelnder Degenſpitzen, ahnte man des Fürſten leuchtende Nähe. Da mit einem Male ſtatt der erwarteten Friedensbotſchaft tönten die wohlbekannten Zeichen nahenden Angriffs. Hinter einem geringen Hügel ſtiegen Staubwolken auf, rückten näher, Hörner und Pfeifen klangen, und auf ſchwarzen Roſſen ſtürmte eine Schar toller Reiter heran. Die ſo unvermutet Angegriffenen waren raſch zu heftiger Verteidigung bereit, doch zeigte ſich bald, daß ihnen nur ein kleiner Trupp tollkühner Jünglinge entgegenſtand, entſchloſſen, ſtatt einen ſchimpflichen Frieden anzunehmen, ein letztes Mal für ungeheuren Gewinn ihr Leben einzuſetzen. Doch da ihre Genoſſen hinter ihnen zögerten, waren ſie nach kurzer Friſt umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen. Aber nicht wohlfeil hatten ſie ihr Daſein hingegeben: unter denjenigen, die ihr verzweifelter Anſturm zu Boden geworfen hatte, lag auch der junge Graf. Dionyſia bettete ſein wundes Haupt auf ihre Knie; und während ſein letztes Blut über ihre regungsloſen Finger floß, winkten die weißen Fahnen rings auf den Höhen, Trompetenſtöße kündeten die Ein-

ſtellung der Feindſeligkeiten, und als des Geliebten Augen brachen, ſchallte an Dionyſias Ohr die jauchzende Kunde des endlich errungenen Friedens. In ihrer Nähe aber dämpfte auch der lauteſte und froheſte Jubel ſich ab. Immer weiter von ihr wich der Kreis der Frohen und Glücklichen. Selbſt der Fürſt, der zur Mittagszeit herbeigeritten kam, grüßte nur aus achtungsvoller Entfernung die Regungsloſe, die in kriegeriſcher Rüſtung daſaß, doch ohne Helm, und mit gelöſtem Haar, das über ihres toten Geliebten Antlitz dahinfloß, wie ein blau-ſchwarzes Leichentuch. Erſt als der Abend gekommen war, erhob ſie ſich, faßte den teuern Leichnam um den Leib, und mit übermenſchlicher Kraft band ſie ihn in ſeiner vollen Rüſtung auf den Sattel ſeines Roſſes feſt. Dann beſtieg ſie das ihre, ſpornte es an; das andere, im Sattel ſeinen toten Herrn, blieb nach alter Gewohnheit ihr zur Seite; und ſo ritt das ſeltſame Paar ſtumm und abſeits, von den heimwärtsziehenden Kriegsſcharen, an denen es vorbeiſprengte, mit ſtaunendem Grauen betrachtet, durch das beſiegte Feindesland der Heimat zu. Als Dionyſia aber der Stadttürme anſichtig ward, nahm ſie den wohlbekannten Seitenweg zu dem kleinen Jagdhaus, das mit offener Tür, doch ganz ver-

laſſen, ihrer zu warten ſchien; dort ſchwang ſie ſich vom Pferd, löſte den toten Gefährten vom Sattel, bereitete ein Grab, bettete den Geliebten darein mit Degen, Panzer und Helm und ſchaufelte die Erde über dem Leichnam wieder zu. Erſt als ſie dieſe Arbeit getan hatte, legte ſie ihre Rüſtung ab und ſank in einen tiefen, langen Schlaf von drei Tagen und drei Nächten. Als ſie erwachte, ſtand die Mutter des jungen Grafen ihr zu Häupten, tränenlos, und küßte die Hände, die ihres Sohnes Grab gegraben.

6.

Der Herbſt ſtürmte dahin, der Winter glitt vorbei. Dionyſia wußte, daß ſeit jener Nacht vor dem letzten Kampf in ihrem Schoß ein neues Weſen keimte; und ſo fühlte ſie ſich dem hingeſchiedenen Geliebten wie dem Leben ſelbſt neu und hoffnungsreich verbunden.

Im Frühling brachte ſie einen Knaben zur Welt, und da er zum erſtenmal an ihrer Bruſt trank, zog auch das erſte Lächeln über Dionyſias Antlitz. Reiche Geſchenke von des Grafen Mutter von anderen Anverwandten, ja vom Fürſten ſelbſt, wurden dem Söhnlein des Helden in die Wiege gelegt. Als Dionyſia das Bett verließ, war ihr,

als müßte ſie ſich zum erſtenmal wieder in Weiß kleiden; und in hellen, leicht bewegten Falten wie das duftige Gewand, fühlte ſie auch den lauen, blütenſchweren Tag um ſich fließen. Über ihrem jungen Haupt, das ſchon ſo viel Erinnertes und ſo viel Vergeſſenes barg, hing von Zukunft ſchwer ein neuer lebensblauer Frühling. Noch warf ſie ſich nicht ſelbſt in den Strom des Daſeins, doch ließ ſie es zu, daß er bis an ihre Füße heranrauſchte. Ein Feſt, das das Volk des Landes feierte, zog ſich bis in ihre Nähe. Mit Anteil betrachtete ſie einen Reigentanz, der auf der Waldwieſe ſtatthatte. Der Heldenwitwe, die ſelbſt eine Heldin war, hielt man ſich anfangs in Ehrfurcht fern. Bald aber nahm ſie Huldigungen entgegen, die ihr von der begeiſterten Jugend des Landes dargebracht wurden, und ſelbſt das geheimnisvoll Unaufgeklärte ihrer Herkunft lag wie ein goldener Glanz über ihrer geprieſenen Stirn.

Zu Beginn des Winters bezog ſie das Schloß des verſtorbenen Grafen, das als ihr natürliches Eigentum angeſehen wurde. Dort waltete ſie, anfangs nur mütterlichen Pflichten hingegeben, zurückgezogen und ſtill. Endlich aber öffneten ſich die Türen, zuerſt nur für die gräfliche Verwandtſchaft, ſpäter auch für den Anhang der Familie

und für entferntere Freunde, und bald war von den durch Geburt oder Verdienst Ausgezeichneten niemand im Lande, der es unterlassen hätte, der unbegreiflichen und hohen Erscheinung Bewunderung und Liebe auszudrücken. Daß auch der Fürst in eigener Person sich einstellte, war keinem verwunderlich. Von Dionysias rätselhafter Anmut bewegt, kam er wieder, der Schimmer seiner Macht drang aus seinen jungen Blicken in ihre erwachten Sinne; das traumhaft stolze Bewußtsein eines unerhörten Geschicks überströmte aus ihrem Wesen in sein Blut. Und keine Bedenken, denen Geringere unterworfen sein mochten, setzten beider Wünschen sich entgegen, als der Fürst, seines angetrauten Weibes vergessend, Dionysia das glühende Geschenk seiner Liebe bot. —

Zuerst wurde auch diese Wendung in der nächsten Umgebung und rings im Land ohne Widerspruch und üble Nachrede, ja von manchen und nicht nur von Schmeichlern und Höflingen, wie etwas Natürliches und Erlaubtes hingenommen. Die erste, die sich abwandte, betroffen aber stumm, war die Mutter des Grafen. Einige Verwandte folgten ihrem Beispiel und mieden fortan Dionysias Nähe. Dann erst war es der engere Kreis der Fürstin, der anfing, sich verletzt zu zeigen, zu einer

Zeit, da die Fürſtin ſelbſt noch fern davon war, ihres Gatten Beziehungen zu der fremden Frau für andere als freundſchaftliche anzuſehen. Doch als jener die Wahrheit kund ward, ſchloß ſie ſich ohne ein Wort der Ausſprache, im Innerſten getroffen, von ihrem Gatten ab, der von nun ab wie mit Abſicht und Stolz ſeine Liebe zu Dionyſia vor allem Volk zur Schau zu tragen begann. Er ließ es nicht länger zu, daß ſie in ihrem von dem Grafen ererbten Schloſſe wohnte, und räumte ihr eine der fürſtlichen Beſitzungen nahe der Stadt als Wohnſitz ein. Nicht nur die Stunden der Muße weihte er von nun ab der Geliebten; in ihren Gemächern empfing er Miniſter und Abgeſandte; Beratungen über Staat und Volk wurden in Dionyſias Beiſein abgehalten, und bald ſprach ihre Stimme in jeder Entſcheidung mit. Da nun alle, die dem Throne naheſtanden, ſich vor ihr neigten und ohne weiteres, was der Fürſt ihr als Einfluß zugeſtanden, anzuerkennen bereit waren, ſo hätte ſie wohl vor ſich ſelbſt als die wahre Fürſtin des Landes gelten dürfen, — wenn ſie nicht manchmal bei Ausfahrten und öfter von Tag zu Tag bemerkt hätte, daß Begegnende ſie nicht zu beachten, ja ſich mit Abſicht wegzuwenden ſchienen. Zuerſt nahm ſie es

leicht, lächelte darüber als über Neid und Torheit geringer Seelen, allmählich aber regte sich Ärger in ihr, wuchs weiter an, und eines Tags, da sie an einem jungen Adeligen vorbeiritt, der als Parteigänger der verlassenen Fürstin wohlbekannt, zu ihr, der fürstlichen Geliebten, mit einem höhnischen Zucken der Lippen aufsah, schlug sie ihm mit der Peitsche übers Gesicht. Als er dann in Wut ihr ein ungeheueres Schimpfwort ins Antlitz schrie, ließ sie ihn verhaften, und ihre Fürbitte erst bestimmte den empörten Fürsten, dem unbedachten Beleidiger die Todesstrafe nachzusehen. Doch war seit diesem Zwischenfall der Haß der beiden Parteien, der bisher im stillen gelauert, zu offener und lauter Feindseligkeit gewandelt. Es wurde Dionysia zugetragen, was man im Volk, im Adel und insbesondere in der nächsten Umgebung der Fürstin über sie zu reden wagte. Die noch vor kurzem eine Fremde rätselhafter, doch vielleicht göttlicher Sendung erschienen war, galt heute vielen für nichts besseres als eine Abenteuerin und Dirne. Noch drohte ihr keine ernste Gefahr, denn der Fürst hielt fester zu ihr als je. Ja zum Trotz gegen den wachsenden Widerstand erweiterte er ungebeten Dionysias Machtvollkommenheiten nach allen Seiten, umgab sie mit einer nie-

mals erhörten Pracht, verlieh ihrem fünfjährigen Sohn den Titel eines Prinzen und heftete auf die Kinderbruſt einen Orden, der bisher nur Mitgliedern des Fürſtenhauſes vorbehalten war. Jedes unvorſichtige Wort, jede zweifelhafte Gebärde, die ſich gegen Dionyſia zu richten ſchien, wurde mit der furchtbarſten Strenge geahndet. Dionyſia ſelbſt war längſt nicht mehr geneigt, bei dem Fürſten Gnade zu erflehen für Hohe oder Niedere, die ſich gegen den Glauben an ihre Majeſtät vergangen hatten. Wenn ſie durch die Straßen fuhr, in ihrem von ſechs ſchwarzen Rappen gezogenen goldenen Wagen, dem Reiter voran- und nachſprengten, hörte ſie aus dem Jubel, der ſie begrüßte, die falſchen und erzwungenen Töne und fühlte, daß nicht mehr Ehrfurcht, daß nur mehr dumpfe Scheu, daß Angſt und Haß rings um ſie webten. Böſe Träume von Verſchwörungen und Anſchlägen ſtörten ihren Schlaf, ſelbſt an der Seite des Fürſten, der doch gewillt ſchien, ſie mit ſeinem eigenen Leib zu ſchützen. Ein Gerücht begann durch das Schloß zu irren, daß in der nächſten Umgebung der verſtoßenen Fürſtin ſich Unheilvolles gegen Dionyſia vorbereite. Niemand wußte, woher es drang, doch Dionyſia hielt die Zeit gekommen, entſchiedene Abhilfe von ihrem Geliebten

zu fordern, und ſtellte den Zaudernden vor die Wahl: entweder die angetraute Gattin vom Hof zu verbannen und des Landes zu verweiſen, oder ſie ſelbſt ziehen zu laſſen, wann und wohin es ihr beliebte. Da für das Vorhandenſein einer Verſchwörung ſichere Beweiſe nicht vorlagen, ſo glaubten Schranzen ſich berechtigt, künſtlich ſolche herzuſtellen. Ein ſcheinbar ordentliches Gericht wurde abgehalten, die verdächtige Fürſtin in ihrer Abweſenheit ſchuldig erkannt, und es ward ihr anbefohlen, unter Zurücklaſſung aller ihrer Briefſchaften und ihres Geſchmeides Hof und Land zu verlaſſen. Am nächſten Morgen ſchon, als wäre ſie längſt darauf gefaßt geweſen, begab ſie ſich, von wenigen Getreuen begleitet, auf die Reiſe nach ihrer königlichen Eltern fernem Reich. Andere aber, die verdächtig ſchienen, wurden des Landes verwieſen, ja manche, die man für beſonders gefährlich hielt, verſchwanden in den Gefängniſſen des Landes, die unerſättlich ſchienen. Da auch das geringſte Zeichen der Unzufriedenheit ſchonungslos geahndet wurde, kam Ruhe ins Land, und Dionyſia war endlich ſo unumſchränkte Herrin, wie ſie es kaum mit der Krone auf dem Haupt hätte ſein können. Aber je höher ihre Macht anſtieg, um ſo weniger wurde ſie ihres Schickſals froh.

Die Feste ihr zu Ehren wurden immer lauter, aber entbehrten jeder Heiterkeit. Selbst die Wonnen in des Fürsten Armen wurden schal und trüb, und bald erkannte Dionysia, daß sie im tiefsten wünschte, der Geliebte hätte sich ihren eitlen Wünschen widersetzt, und daß sie ihn zu verachten anfing, weil er ihr in allem zu Willen gewesen war. Um ihn zu erniedern, wie er es ihr zu verdienen schien, gab sie sich in dem fürstlichen Bette den Jünglingen vom Hofe hin, an denen sie ein augenblickliches Gefallen fand. Der Fürst in Scham und Reue verschloß zuerst seinen Grimm im Herzen, bald aber, mit erhitzten und verwirrten Sinnen ließ er sich die leicht errungene Gunst anderer Frauen gefallen, für die nun die Tore des Schlosses sich, wie früher für Dionysia, zu öffnen begannen. Doch wie zum Entgelt dafür stiegen die Jünglinge am höchsten bei Hofe, die Dionysias Begehrlichkeit am besten zu schmeicheln wußten. Ohne Zügel, Rücksicht und Scham trieb das Leben im Schlosse weiter, und bald hieß es im Volke, daß die Riesenfackeln der Festsäle in mancher Nacht wie im Grauen vor dem Übermaß der schmachvollen Lüste verlöschten, in denen Fürst und Geliebte, Buhlen und Buhlerinnen sich berauschten.

An einem grauen Morgen, den schimmernden Mantel um die Schultern leicht gerafft, mit verhülltem Gesicht einer Schar von Trunkenen entfliehend, fort aus dem Saal, wo der Fürst selbst wie ein plötzlich rasend Gewordener mit gezücktem Messer ohne Ziel hin- und herstürmte, eilte Dionysia die Treppe hinab; — und einer Lockung folgend, die sie für die letzte hielt, strebte sie einem trüben Weiher zu, der unter Buchen am Ende des Parkes lag, um dort ihren Rausch, ihre Schmach, ihren Ekel mit ihrem abgetanen Leben zugleich und für ewig zu versenken. Doch wie sie in dem schillernden Wasser ihr verzerrtes Bild erblickte, erinnerte sie sich, was ihr zwei Jahre lang kaum mehr begegnet, — daß sie Mutter war. Sie wandte sich, eilte unter den hängenden Ästen nach dem Schloß zurück und mit flügeljungem Schritt in das Schlafgemach des siebenjährigen Prinzen. Mit keinem andern Gedanken war sie an sein Bett getreten, als ihn auf den Arm und mit sich in den Tod zu nehmen. Doch als sie ihn hier so ruhig schlummern sah, da schien ihr seine süße Kinderstirn wie von einer wundersamen, früher nie gesehenen Hoheit leuchtend; ein anderer Einfall zuckte ihr mit einem Male durch den Sinn und war gleich im Entstehen so mächtig,

daß sie den schlafenden Prinzen auf die Arme nahm, mit ihren bloßen Füßen in den Festsaal zurückeilte, wo sie den Fürsten nun ganz allein, waffenlos, das Haar wirr in die Stirn hängend, mit einem ungeheuren Ernst an dem zerstörten, mit halbwelken Blumen bedeckten Tische sitzend fand. Sie wußte in diesem Augenblick, daß er von der gleichen Todessehnsucht erfüllt war wie sie selbst. Als er Dionysia mit dem schlaftrunkenen Prinzen vor sich sah, schaute er sie lange an und fragte nach dem Anlaß dieses sonderbaren Auftretens. Sie hielt ihm das Kind entgegen wie ein kostbares Geschenk und verlangte von ihm, daß er es noch am gleichen Tage zum Erben seines Reiches ernennen solle. Und als er betroffen schwieg, schwor sie im belebenden Frühglanz der neuen Sonne, die eben aufstieg, daß das wollüstig grauenvolle Treiben der letzten Zeit nun ein Ende haben solle, daß sie entschlossen sei, sich von nun an Werken des Wohltuns und der Gesetzgebung zu widmen und an des geliebten Fürsten Seite als treue Gefährtin zu walten. Sie traute sich die Kraft zu, die Schmach der vergangenen Jahre durch den Ruhm der kommenden auszulöschen und wollte sich dafür verbürgen, daß im Gedächtnis des Volkes die Erinnerung jener verflossenen Zeit

Tat der Willkür sein und schien ihr so verzeihlich als geboten, da sie in jedem Sinne nur zum Heile des Lands geschähe. Der Fürst, aufleuchtenden Auges, stimmte zu. Unverzüglich wurde der Rat der Edlen zusammenberufen. In durchglühtem Ernst trug der Fürst seinen Willen vor, und kein Widerspruch wurde laut. Die Neuigkeit wurde im Volke bekanntgemacht, und es war Sorge getragen, daß sie mit Jubel begrüßt würde. Des Abends flammten Lichter in allen Fenstern auf, und was man von Reden erlauschen konnte, klang nicht anders als wäre am heutigen Tag einem geliebten Fürsten von einer edlen Gattin der langersehnte Erbe geboren worden. Zum ersten Male wieder seit langer Zeit ließ Dionysia sich täuschen und hielt die bezahlten oder durch Furcht erzwungenen Freudenäußerungen der lärmenden Menge für die neuerwachte Hoffnung einer herzenswarmen, niemals ganz verloren gewesenen und darum leicht wiedergewonnenen Bevölkerung. Innern Jubels voll trat sie mit dem Fürsten auf den Balkon, vor dem die Menge sich staute. Die Leute riefen nach dem Prinzen immer lauter, als wäre es ihr gutes Recht,

den Erben des Reichs an dem großen Tag, da ſein erhabenes Schickſal ſich entſchieden, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Neu beglückt eilte Dionyſia nach den Gemächern ihres Sohnes. Es fiel ihr kaum auf, daß die Wache fehlte, die ſonſt an der Türe zu ſtehen pflegte. Sie eilte weiter. Da ſah ſie die Erzieherin des Prinzen gleich einer Betrunkenen am Eingang liegen. Von böſer Ahnung erfaßt, ſtürzte Dionyſia ans Bett ihres Sohnes und fand ihn mit gebrochenen Augen, verzerrtem Antlitz, eine tiefe Wunde auf der Stirn, tot auf dem rotdurchfeuchteten Linnen. Nur einen Augenblick ſtand Dionyſia ſtarr, dann ergriff ſie den Leichnam ihres Kindes, ſtürzte mit ihm von Zimmer zu Zimmer, durch Gänge, über Treppen, durchs ganze Schloß, das wie ausgeſtorben ſchien, endlich, immer die blutige Leiche des Prinzen auf den Armen, fand ſie ſich wieder auf dem Balkon, wo der Fürſt allein ſtand, zeigte zuerſt ihm, dann der Menge unten das ermordete Kind und rief ſie mit dunkel beſchwörenden Worten zu furchtbarer Rache auf. Der Fürſt aber, als hätte er ein Geſpenſt geſehen, war ſofort von dannen geeilt, Dionyſia ſtand allein, — und unten vor dem Schloß war mit einemmal jeder Laut erſtorben. Kein Jammerruf antwortete der klagenden Mut-

ter, kein Schrei der Wut grimmte auf; — als zweifelte keiner, daß ein von Gott, nicht von übel geſinnten Menſchen verhängtes Schickſal hereingebrochen wäre, gegen das jede Auflehnung vergeblich, ja frevelhaft wäre, ſchweigend, geduckt, wie Zeugen eines längſt erwarteten Gerichts ſchlichen alle die Tauſende davon und verſchwanden im Dunkel der Nacht. Die erneuten Entſetzensſchreie Dionyſias gellten ins Leere und endlich, mit dem blutigen Kinderleichnam im Arm, ſank ſie auf die Steinfließen hin.

Als ſie erwachte, war eine große Stille um ſie. Sie war allein, und die Leiche des Kindes war fort. Einen Augenblick wollte ſie ſich einbilden, daß ſie aus einem grauenhaften Traum erwacht ſei. Der Anblick ihrer blutigen Hände rief ſie in die Wirklichkeit zurück. Sie erhob ſich, ſah um ſich und hinab über die Baluſtrade. Das Morgengrauen ſchlich trüb über den verlaſſenen Schloßplatz. Dionyſia eilte von Gemach zu Gemach. Kein lebendes Weſen war zu ſehen. Keine Wache auf den Gängen, kein Lakai, in den Stallungen kein Pferd und kein Wagen; Dionyſia war völlig allein. Wie ein Ort des Fluchs ſchien das Schloß von allen Atmenden verlaſſen. Eine Angſt ohnegleichen packte Dionyſia, und ſie wagte nicht,

ins Freie zu treten. Da erinnerte sie sich mit einemmal eines unterirdischen Ganges, der von ihrem Schlafgemach aus nach dem fürstlichen Residenzschlosse führte. Durch eine nur ihr bekannte Tür trat Dionysia ins Dunkle, stürmte fort, immer geradeaus, mit wändestreifendem Kleid. Allmählich begann mattes Licht um sie her zu spielen, endlos schien der Weg; wie verfolgt jagte sie weiter, bis sie endlich wieder eine Tür erreichte, die sie aufstieß, um plötzlich, wie aus der Wand gespieen, vor dem Fürsten dazustehen, der einsam in dunkler Gewandung vor seinem Schreibtisch saß, auf dem eine Kerze brannte. Er fuhr zusammen, seine Augen flackerten, er versuchte, ein Blatt zu verbergen, das vor ihm lag; sie griff darnach, er ließ die zitternden Hände sinken; — und Dionysia las ihr eigenes Todesurteil, auf dem nichts weiter fehlte als die Unterschrift des Fürsten. Erbärmlicher als sie ihn jemals gesehen, aller Hoheit entkleidet, stand der einst Geliebte vor ihr und stammelte feige, doch verhängnisschwere Worte. Unwiderstehlichen Mächten sei er unterlegen, er war ein Gefangener in seinem eigenen Palast. Schon wäre mit ihren Getreuen die verstoßene Fürstin auf dem Weg hierher, und nur, wenn er seinen Namen unter dieses Urteil setzte, rettete

er ſich ſelbſt, ſein Land, ſeine Herrſchaft und vielleicht ſein Leben. Er ſei ſchmerzlich verwundert, Dionyſia vor ſich zu ſehen. Im ſtillen hätte er gehofft, ſie wäre ſchon auf der Flucht und in Sicherheit. War das Schloß nicht menſchenleer geweſen? Hatte ſie nicht die Wege frei gefunden nach allen Seiten? Daß ſie die Verwirrung der Nacht nicht beſſer ausgenützt, wäre ihre eigene, unbegreifliche Schuld; und wie mit Abſicht hatte ſie ſich ſelbſt in den ſicheren Untergang begeben. Nun aber ſollte ſie erfahren — und ſeine Rede klang beſtimmter und frecher mit jedem Wort — daß er ein gnädiger Herr ſei: er werde nicht, wie ſie wohl zu fürchten allen Anlaß hätte, nach der Wache rufen, nein, er ſtelle es ihr vielmehr frei, ſofort wieder durch die gleiche Türe zu verſchwinden, aus der ſie eben gekommen war, den Tag über ſich in dem unterirdiſchen Gang aufzuhalten und bei Anbruch der Nacht ihn von der anderen Seite wieder zu verlaſſen. Er werde ſie nicht ausliefern ja ſogar dafür Sorge tragen, daß das Luſtſchloß heute den ganzen Tag verlaſſen bleibe; nach Ablauf dieſer Friſt aber möge ſie fliehen, ſo raſch und ſo weit ihre Füße ſie trügen. Und am Ende gab er ihr ſein fürſtliches Wort, daß ſie bis dahin vor jeder Verfolgung werde ſicher ſein.

Dionyſia ließ ihn reden und ſah ihm während der ganzen Zeit ſtarr in die Augen, die von ihrem kalten Blick immer wieder abglitten. Dann, ohne ein Wort der Erwiderung, ſchritt ſie an dem jäh Erblaſſenden vorbei, ſtieß die Türe zum Vorſaal auf, und zwiſchen den Wachen, die regungslos ſtanden, über die marmorne Treppe hinab, durch das hohe Schloßtor, dann durch die Straßen der Stadt, an den Menſchen vorbei, die ſie erkannten und ſcheu vor ihr abrückten, wie vor einer Gezeichneten — in blutigem Kleid, mit halbgeſchloſſenen, gerade vor ſich hingerichteten Augen ſchritt ſie dahin. Bis ans Stadttor waren ihr einige, dann aber immer mehr Leute in furchtſam gemeſſener Entfernung gefolgt. Hier aber wandte Dionyſia ſich um; mit einer gebieteriſchen Bewegung ihrer blutigen Hände verbot ſie jenen, ihr weiter zu folgen, und nun, in lauer Frühlingsluft, zwiſchen gelben Feldern, die im Morgenglanz wogten, nahm ſie tief atmend den Weg nach Hauſe.

7.

Sie wanderte die Nächte durch und ſchlief bei Tage auf Wieſen und Wäldern, wuſch Leib und Gewand in Flüſſen nnd Teichen und lebte von den Früchten, die ihr der Zufall bot.

Nicht um ſich zu verbergen und um ein Leben zu friſten, das ihr gleichgültig war, nur um Menſchenſtimmen nicht zu hören, Menſchengeſichter nicht zu ſehen, hielt ſie ſich abſeits vom gewohnten Zug der Straßen. Nach einer Reihe von Tagen, die ſie nicht gezählt, zu einer ſternenſtillen Mitternachtsſtunde ſtand ſie an der Pforte des vor ſo langer Zeit verlaſſenen Hauſes, die offen ſtand wie für eine Erwartete. Ohne die Wohnung zu betreten, ſchritt Dionyſia die Wendeltreppe hinauf zum Turm, wo ſie ſicher war, ihren Gatten zu finden. Sie erblickte ihn, aufrecht ſtehend, das Auge am Fernrohr, das zum Himmel gerichtet war. Als er Schritte hörte, wandte er ſich um, und da er Dionyſia erkannte, zeigte ſein Blick keinerlei Erſtaunen, nur ein mildes Lächeln von der Art, wie es liebe Gäſte zu begrüßen pflegt.

„Ich bin es," ſagte Dionyſia.

Der Gatte nickte. „Ich habe dich erwartet. In dieſer Nacht, nicht früher und nicht ſpäter mußteſt du kommen."

„So kennſt du mein Schickſal?"

„Ob dus auch unter fremdem Namen erlebteſt, ich kenne es. Es war keines von der Art, daß es geheim bleiben konnte, und von allen Frauen, die

leben, konnte es keiner beſchieden ſein als dir. Sei willkommen, Dionyſia."

„Willkommen nennſt du mich? Dich ſchaudert nicht vor mir?"

„Du haſt dein Leben gelebt, Dionyſia. Reiner ſtehſt du vor mir als all jene andern, die im trüben Dunſt ihrer Wünſche atmen. Du weißt, wer du biſt. Wie ſollte mich vor dir ſchaudern?"

„Ich weiß, wer ich bin? So wenig weiß ichs, als an dem Morgen, als du mich entließeſt. In der Beſchränkung, die du mir zuerſt bereitet und wo alles Pflicht wurde, war mir verſagt, mich zu finden. Im Grenzenloſen, wohin du mich ſandteſt, und wo alles Lockung war, mußte ich mich verlieren. Ich weiß nicht, wer ich bin."

„Was kommt dich an, Dionyſia? Willſt du, Undankbare, mir zum Vorwurf machen, daß ich tat, was kein Weiſer unter den Liebenden je gewagt, was kein Liebender unter den Weiſen je ſich abgewonnen?"

„Du ein Weiſer? Und haſt nicht erkannt, daß jedem menſchlichen Daſein nur ein ſchmaler Strich gegönnt iſt, ſein Weſen zu verſtehen und zu erfüllen? Dort, wo das einzige, mit ihm einmal geborene und niemals wiederkehrende Rätſel ſeines Weſens im gleichen Bett mit den hohen Geſetzen

göttlicher und menſchlicher Ordnung läuft? Ein Liebender du? Und biſt nicht ſelbſt an jenem fernen Morgen ins Tal hinabgeſtiegen eine Flöte zerbrechen, deren Töne der Geliebten Verführung drohten? Dein Herz war müd, Erasmus, darum ließeſt du mich ſcheiden, ohne einen Kampf aufzunehmen, der damals noch nicht verloren war; und dein Geiſt war erwürgt im kalten Krallengriff von Worten, darum vermeinteſt du des Lebens ungeheure Fülle, das Hin- und Widerſpiel von Millionen Kräften im hohlen Spiegel einer Formel einzufangen." Und ſie wandte ſich zu gehen.

„Dionyſia," rief der Gatte ihr nach. „Komm doch zu dir! Dein buntes Schickſal hat dir den Sinn verwirrt. Hier wirſt du Ruhe und Klarheit wiederfinden. Haſt du denn vergeſſen? Gemach, Bett und Gewand warten deiner, und keine Frage, kein Vorwurf wird jemals dich quälen. Hier biſt du in Sicherheit, draußen lauter Gefahr und Tod."

Noch einmal, an der Türe ſchon, wandte Dionyſia ſich um: „Was kümmert mich, was draußen meiner hart? Ich fürchte das Draußen nicht mehr. Bange macht mir deine Nähe allein!"

„Meine Nähe, Dionyſia? — Denkſt du etwa,

ich könnte meines Wortes je vergeſſen? Sei ohne Sorge, Dionyſia: Hier iſt der Friede — denn hier iſt das Verſtehn. —"

„So ſagſt du ſelbſt mir, warum ich dich fliehen muß? Ja wärſt du erſchaudert vor dem Hauch der tauſend Schickſale, der um meine Stirne fließt, ſo hätt' ich bleiben dürfen und unſere Seelen wären vielleicht ineinandergeſchmolzen in der Glut namenloſer Schmerzen. So aber, tiefer als vor allen Masken und Wundern der Welt graut mich vor der ſteinernen Fratze deiner Weisheit."

Damit ſchritt ſie die Wendeltreppe wieder hinab, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen. Eilig verließ ſie das Haus und verſchwand alsbald im weiten Schatten der Ebene.

Erasmus, nach anfänglicher Starrheit, eilte ihr nach und folgte ihrer Spur ſtundenlang. Doch ſie ſelbſt erreichte er nicht mehr, und er mußte ſich endlich entſchließen zurückzukehren. Auch alle weiteren Nachforſchungen nach Dionyſia blieben vergeblich. Sie blieb verſchwunden; und kein Menſch weiß, ob ſie noch längere Zeit, vielleicht unter fremdem Namen, irgendwo in der Welt weitergelebt oder bald, unerkannt, ein zufälliges oder ſelbſtgewähltes Ende gefunden hat. —

Erasmus aber entdeckte bald darauf einen rätſel-

haft glitzernden Stern, der nach neuen, noch nicht erkundeten Geſetzen im weiten Raum umherirrte. Und in ſeinen Aufzeichnungen fand man, daß er dieſem Stern, in Erinnerung an ſeine Gattin, deren harte Abſchiedsworte er ihr nicht weiter nachtrug, den Namen Dionyſia zu geben gedachte. Andere Forſcher prüften nach, ſuchten den Himmel nach allen Fernen, zu allen Jahreszeiten und zu allen Stunden ab; doch keinem gelang es, jenen Stern wiederzufinden, der von der Unendlichkeit für immer verſchlungen ſchien.

Der Tod des Junggesellen

Es wurde an die Türe geklopft, ganz leiſe, doch der Arzt erwachte ſofort, machte Licht und erhob ſich aus dem Bett. Er warf einen Blick auf ſeine Frau, die ruhig weiterſchlief, nahm den Schlafrock um und trat ins Vorzimmer. Er erkannte die Alte nicht gleich, die mit dem grauen Tuch um den Kopf daſtand.

„Unſerm gnädigen Herrn iſt plötzlich ſehr ſchlecht geworden," ſagte ſie, „der Herr Doktor möchten ſo gut ſein und gleich hinkommen."

Nun erkannte der Arzt die Stimme. Es war die der Wirtſchafterin ſeines Freundes, des Junggeſellen. Der erſte Gedanke des Doktors war: Mein Freund iſt fünfundfünfzig Jahre alt, das Herz iſt ſchon ſeit zwei Jahren nicht in Ordnung, es könnte wohl etwas Ernſtes ſein.

Und er ſagte: „Ich komme ſofort, wollen Sie ſo lange warten?"

„Herr Doktor entſchuldigen, ich muß noch geſchwind zu zwei anderen Herren fahren." Und ſie nannte die Namen des Kaufmanns und des Dichters.

„Was haben Sie bei denen zu tun?"

„Der gnädige Herr will ſie noch einmal ſehen."

„Noch — einmal — ſehen?"

„Ja, Herr Doktor."

Er läßt seine Freunde rufen, dachte der Arzt, so nahe fühlt er sich dem Tode . . . Und er fragte: „Ist wer bei Ihrem Herrn?"

Die Alte erwiderte: „Freilich, Herr Doktor, der Johann rührt sich nicht fort." Und sie ging.

Der Doktor trat ins Schlafzimmer zurück, und während er sich rasch und möglichst geräuschlos ankleidete, stieg etwas Bitteres in seiner Seele auf. Es war weniger der Schmerz, daß er vielleicht bald einen guten alten Freund verlieren sollte, als die peinliche Empfindung, daß sie nun so weit waren, sie alle, die noch vor wenig Jahren jung gewesen.

In einem offenen Wagen, durch eine milde, schwere Frühlingsnacht fuhr der Arzt in die nahe Gartenvorstadt, wo der Junggeselle wohnte. Er sah zum Fenster des Schlafzimmers hinauf, das weit offen stand, und aus dem ein blasser Lichtschein in die Nacht herausgeflimmert kam.

Der Arzt ging die Treppen hinauf, der Diener öffnete, grüßte ernst und senkte traurig die linke Hand.

„Wie?" fragte der Arzt mit stockendem Atem, „komm ich zu spät?"

„Ja, Herr Doktor," erwiderte der Diener, „vor einer Viertelstunde ist der gnädige Herr gestorben."

Der Arzt atmete tief auf und trat ins Zimmer. Sein toter Freund lag da, mit ſchmalen, bläulichen, halb geöffneten Lippen, die Arme über der weißen Decke ausgeſtreckt; der dünne Vollbart war zerrauft, in die Stirne, die blaß und feucht war, fielen ein paar graue Haarſträhne. Vom Seidenſchirm der elektriſchen Lampe, die auf dem Nachtkäſtchen ſtand, breitete ein rötlicher Schatten ſich über die Polſter. Der Arzt betrachtete den Toten. Wann iſt er das letztemal in unſerem Haus geweſen, dachte er. Ich erinnere mich, es ſchneite an dem Abend. Im vergangenen Winter alſo. Man hat ſich recht ſelten geſehen in der letzten Zeit.

Von draußen kam ein Geräuſch vom Scharren der Pferde. Der Arzt wandte ſich von dem Toten ab und ſah drüben dünne Äſte in die Nachtluft fließen.

Der Diener trat ein, und nun erkundigte ſich der Arzt, wie alles gekommen ſei.

Der Diener erzählte dem Arzt eine wohlbekannte Geſchichte von plötzlichem Übelbefinden, Atemnot, Herausſpringen aus dem Bett, Auf- und Abgehen im Zimmer, Hineineilen zum Schreibtiſch und Wiederzurückwanken ins Bett, von Durſt und Stöhnen, von einem letzten Indiehöhefahren und Hinſinken in die Polſter. Der Arzt nickte

dazu, und seine rechte Hand hielt die Stirne des Toten berührt.

Ein Wagen fuhr vor. Der Arzt trat zum Fenster. Er sah den Kaufmann aussteigen, der einen fragenden Blick zu ihm heraufwarf. Der Arzt senkte unwillkürlich die Hand, wie früher der Diener, der ihn empfangen hatte. Der Kaufmann warf den Kopf zurück, als wollte er's nicht glauben, der Arzt zuckte die Achseln, trat vom Fenster fort und setzte sich, plötzlich ermüdet, auf einen Sessel zu Füßen des Toten hin.

Der Kaufmann trat ein, im offenen gelben Überzieher, legte seinen Hut auf ein kleines Tischchen nahe der Tür und drückte dem Arzte die Hand. „Das ist ja furchtbar," sagte er, „wie ist es denn geschehen?" und er starrte den Toten mit mißtrauischen Augen an.

Der Arzt berichtete, was er wußte, und setzte hinzu: „Auch wenn ich zurecht gekommen wäre, so hätt' ich nicht helfen können." „Denken Sie," sagte der Kaufmann, „es sind heute gerade acht Tage, daß ich ihn zuletzt im Theater gesprochen habe. Ich wollte nachher mit ihm soupieren, aber er hatte wieder eine seiner geheimnisvollen Verabredungen." „Hatte er die noch immer?" fragte der Arzt mit einem trüben Lächeln.

Wieder hielt ein Wagen. Der Kaufmann trat ans Fenſter. Als er den Dichter ausſteigen ſah, zog er ſich zurück, denn nicht einmal durch eine Miene wollte er der Künder der traurigen Neuigkeit ſein. Der Arzt hatte aus ſeinem Etui eine Zigarette genommen und drehte ſie verlegen hin und her. „Es iſt eine Gewohnheit aus meiner Spitalszeit," bemerkte er entſchuldigend. „Wenn ich nachts ein Krankenzimmer verließ, das erſte war immer, daß ich mir draußen eine Zigarette anzündete, ob ich nun eine Morphiuminjektion gemacht hatte oder eine Totenbeſchau." „Wiſſen Sie," ſagte der Kaufmann, „wie lang ich keinen Toten geſehen habe? Vierzehn Jahre — ſeit mein Vater auf der Bahre lag." „Und — Ihre Frau?" „Meine Frau hab' ich wohl in den letzten Augenblicken geſehen, aber — nachher nicht mehr."
Der Dichter erſchien, reichte den anderen die Hand, einen unſichern Blick zum Bett gerichtet. Dann trat er entſchloſſen näher und betrachtete den Leichnam ernſt, doch nicht ohne ein verachtungsvolles Zucken der Lippen. Alſo er, ſprach es in ſeinem Sinn. Denn oft hatte er mit der Frage geſpielt, wer von ſeinen näheren Bekannten beſtimmt ſein mochte, als der Erſte den letzten Weg zu gehen.
Die Wirtſchafterin trat ein. Mit Tränen in den

Augen ſank ſie vor dem Bette nieder, ſchluchzte und faltete die Hände. Der Dichter legte leicht und tröſtend die Hand auf ihre Schulter.

Der Kaufmann und der Arzt ſtanden am Fenſter, die dunkle Frühlingsluft ſpielte um ihre Stirnen.

„Es iſt eigentlich ſonderbar," begann der Kaufmann, „daß er um uns alle geſchickt hat. Wollte er uns nur um ſein Sterbebett verſammelt ſehen? Hatte er uns irgend etwas Wichtiges zu ſagen?"

„Was mich anbelangt," ſagte der Doktor ſchmerzlich lächelnd, „ſo wär' es weiter nicht ſonderbar, da ich ja Arzt bin. Und Sie," wandte er ſich an den Kaufmann, „waren wohl zuweilen ſein geſchäftlicher Beirat. So handelte es ſich vielleicht um letztwillige Verfügungen, die er Ihnen perſönlich anvertrauen wollte."

„Das wäre möglich," ſagte der Kaufmann.

Die Wirtſchafterin hatte ſich entfernt, und die Freunde konnten hören, wie ſie im Vorzimmer mit dem Diener redete. Der Dichter ſtand noch immer am Bett und hielt geheimnisvolle Zwieſprache mit dem Toten. „Er," ſagte der Kaufmann leiſe zum Arzt, „er, glaub ich, war in der letzten Zeit häufiger mit ihm zuſammen. Vielleicht wird er uns Aufſchluß geben können." Der

Dichter ſtand regungslos; er bohrte ſeine Blicke in die verſchloſſenen Augen des Toten. Die Hände, die den breitrandigen grauen Hut hielten, hatte er am Rücken gekreuzt. Die beiden andern Herren wurden ungeduldig. Der Kaufmann trat näher und räuſperte. „Vor drei Tagen," trug der Dichter vor, „hab ich einen zweiſtündigen Spaziergang mit ihm gemacht, draußen auf den Weinbergen. Wollen Sie wiſſen, wovon er ſprach? Von einer Reiſe nach Schweden, die er für den Sommer vorhatte, von der neuen Rembrandtmappe, die in London bei Watſon herausgekommen iſt, und endlich von Santos Dumont. Er gab allerlei mathematiſch-phyſikaliſche Erörterungen über das lenkbare Luftſchiff, die ich, ehrlich geſtanden, nicht vollkommen kapiert habe. Wahrhaftig, er dachte nicht an den Tod. Allerdings dürfte es ſich ja ſo verhalten, daß man in einem gewiſſen Alter wieder aufhört, an den Tod zu denken."

Der Arzt war ins Nebenzimmer getreten. Hier konnte er es wohl wagen, ſich ſeine Zigarette anzuzünden. Es berührte ihn eigentümlich, geſpenſterhaft geradezu, als er auf dem Schreibtiſch, in der bronzenen Schale, weiße Aſche liegen ſah. Warum bleib ich eigentlich noch da, dachte er,

indem er ſich auf dem Seſſel vor dem Schreibtiſch niederließ. Ich hätte am eheſten das Recht fortzugehen, da ich doch offenbar nur als Arzt gerufen wurde. Denn mit unſerer Freundſchaft war es nicht weit her. In meinen Jahren, dachte er weiter, iſt es für einen Menſchen meiner Art wohl überhaupt nicht möglich, mit einem Menſchen befreundet zu ſein, der keinen Beruf hat, ja der niemals einen hatte. Wenn er nicht reich geweſen wäre, was hätte er wohl angefangen? Wahrſcheinlich hätte er ſich der Schriftſtellerei ergeben; er war ja ſehr geiſtreich. — Und er erinnerte ſich mancher boshaft-treffenden Bemerkung des Junggeſellen, insbeſondere über die Werke ihres gemeinſamen Freundes, des Dichters.

Der Dichter und der Kaufmann traten herein. Der Dichter machte ein verletztes Geſicht, als er den Doktor auf dem kaum verwaiſten Schreibtiſchſeſſel ſitzen ſah, eine Zigarette in der Hand, die übrigens noch immer nicht angebrannt war, und er ſchloß die Türe hinter ſich zu. Nun war man hier doch gewiſſermaßen in einer anderen Welt. „Haben Sie irgendeine Vermutung?“ fragte der Kaufmann. „Inwiefern?“ fragte der Dichter zerſtreut. „Was ihn veranlaßt haben könnte, nach uns zu ſchicken, gerade nach uns!“

Der Dichter fand es überflüſſig, nach einer beſonderen Urſache zu forſchen. „Unſer Freund," erklärte er, „fühlte eben den Tod herannahen, und wenn er auch ziemlich einſam lebte, wenigſtens in der letzten Zeit, — in einer ſolchen Stunde regt ſich in Naturen, die urſprünglich zur Geſelligkeit geſchaffen ſind, wahrſcheinlich das Bedürfnis, Menſchen um ſich zu ſehen, die ihnen nahe ſtanden." „Er hatte doch jedenfalls eine Geliebte," bemerkte der Kaufmann. „Geliebte," wiederholte der Dichter und zog die Augenbrauen verächtlich in die Höhe.

Jetzt gewahrte der Arzt, daß die mittlere Schreibtiſchlade halb geöffnet war. „Ob hier nicht ſein Teſtament liegt," ſagte er. „Was kümmert uns das," meinte der Kaufmann, „zum mindeſten in dieſem Augenblick. Übrigens lebt eine Schweſter von ihm verheiratet in London."

Der Diener trat ein. Er war ſo frei, ſich Ratſchläge zu erbitten wegen der Aufbahrung, des Leichenbegängniſſes, der Partezettel. Ein Teſtament ſei wohl ſeines Wiſſens beim Notar des gnädigen Herrn hinterlegt, doch ob es Anordnungen über dieſe Dinge enthielte, ſei ihm zweifelhaft. Der Dichter fand es dumpf und ſchwül im Zimmer. Er zog die ſchwere rote Portiere

von dem einen Fenſter fort und öffnete beide Flügel. Ein breiter dunkelblauer Streifen Frühlingsnacht floß herein. Der Arzt fragte den Diener, ob ihm nicht etwa bekannt ſei, aus welchem Anlaß der Verſtorbene nach ihnen allen habe ſenden laſſen, denn wenn er es recht bedenke, in ſeiner Eigenſchaft als Arzt ſei er doch ſchon jahrelang nicht mehr in dieſes Haus gerufen worden. Der Diener begrüßte die Frage wie eine erwartete, zog ein übergroßes Portefeuille aus ſeiner Rocktaſche, entnahm ihm ein Blatt Papier und berichtete, daß der gnädige Herr ſchon vor ſieben Jahren die Namen der Freunde aufgezeichnet hätte, die er an ſeinem Sterbebett verſammelt wünſchte. Alſo auch, wenn der gnädige Herr nicht mehr bei Bewußtſein geweſen wäre, er ſelbſt aus eigener Machtvollkommenheit hätte ſich erlaubt, nach den Herren auszuſenden.

Der Arzt hatte dem Diener den Zettel aus der Hand genommen und fand fünf Namen aufgeſchrieben: außer denen der drei Anweſenden den eines vor zwei Jahren verſtorbenen Freundes und den eines Unbekannten. Der Diener erläuterte, daß dieſer letztere ein Fabrikant geweſen ſei, in deſſen Haus der Junggeſelle vor neun oder zehn Jahren verkehrt hatte, und deſſen Adreſſe in Ver-

luſt und Vergeſſenheit geraten wäre. Die Herren ſahen einander an, befangen und erregt. „Wie iſt das zu erklären?“ fragte der Kaufmann. „Hatte er die Abſicht, eine Rede zu halten in ſeiner letzten Stunde?“ „Sich ſelbſt eine Leichenrede,“ ſetzte der Dichter hinzu.

Der Arzt hatte den Blick auf die offene Schreibtiſchlade gerichtet und plötzlich, in großen römiſchen Lettern ſtarrten ihm von einem Kuvert die drei Worte entgegen: „An meine Freunde.“ „O,“ rief er aus, nahm das Kuvert, hielt es in die Höhe und wies es den anderen. „Dies iſt für uns,“ wandte er ſich an den Diener und deutete ihm durch eine Kopfbewegung an, daß er hier überflüſſig ſei. Der Diener ging. „Für uns,“ ſagte der Dichter mit weit offenen Augen. „Es kann doch kein Zweifel ſein,“ meinte der Arzt, „daß wir berechtigt ſind, dies zu eröffnen.“ „Verpflichtet,“ ſagte der Kaufmann und knöpfte ſeinen Überzieher zu.

Der Arzt hatte aus einer gläſernen Taſſe ein Papiermeſſer genommen, öffnete das Kuvert, legte den Brief hin und ſetzte den Zwicker auf. Dieſen Augenblick benutzte der Dichter, um das Blatt an ſich zu nehmen und zu entfalten. „Da es für uns alle iſt,“ bemerkte er leicht und lehnte ſich an

den Schreibtisch, so daß das Licht des Deckenlüsters über das Papier hinlief. Neben ihn stellte sich der Kaufmann. Der Arzt blieb sitzen. „Vielleicht lesen Sie laut," sagte der Kaufmann. Der Dichter begann:

„An meine Freunde." Er unterbrach sich lächelnd. „Ja, hier steht es noch einmal, meine Herren," und mit vorzüglicher Unbefangenheit las er weiter. „Vor einer Viertelstunde ungefähr hab' ich meine Seele ausgehaucht. Ihr seid an meinem Totenbett versammelt und bereitet Euch vor, gemeinsam diesen Brief zu lesen, — wenn er nämlich noch existiert in der Stunde meines Todes, füg ich hinzu. Denn es könnte sich ja ereignen, daß wieder eine bessere Regung über mich käme." „Wie?" fragte der Arzt. „Bessere Regung über mich käme," wiederholte der Dichter und las weiter, „und daß ich mich entschlösse, diesen Brief zu vernichten, der ja mir nicht den geringsten Nutzen bringt und Euch zum mindesten unangenehme Stunden verursachen dürfte, falls er nicht etwa einem oder dem anderen von Euch geradezu das Leben vergiftet." „Leben vergiftet," wiederholte fragend der Arzt und wischte die Gläser seines Zwickers. „Rascher," sagte der Kaufmann mit belegter Stimme. Der Dichter las weiter. „Und ich frage mich, was ist

das für eine ſeltſame Laune, die mich heute an den Schreibtiſch treibt und mich Worte niederſchreiben läßt, deren Wirkung ich ja doch nicht mehr auf Euren Mienen werde leſen können? Und wenn ichs auch könnte, das Vergnügen wäre zu mäßig, um als Entſchuldigung gelten zu dürfen für die fabelhafte Gemeinheit, der ich mich ſoeben, und zwar mit dem Gefühle herzlichſten Behagens ſchuldig mache." „Ho," rief der Arzt mit einer Stimme, die er an ſich nicht kannte. Der Dichter warf dem Arzt einen haſtig-böſen Blick zu und las weiter, ſchneller und tonloſer als früher. „Ja, Laune iſt es, nichts anderes, denn im Grunde habe ich gar nichts gegen Euch. Hab' Euch ſogar alle recht gern, in meiner, wie Ihr mich in Eurer Weiſe. Ich achte Euch nicht einmal gering und wenn ich Eurer manchmal geſpottet habe, ſo hab' ich Euch doch nie verhöhnt. Nicht einmal, ja am allerwenigſten in den Stunden, von denen in Euch allen ſogleich die lebhafteſten und peinlichſten Vorſtellungen ſich entwickeln werden. Woher alſo dieſe Laune? Iſt ſie vielleicht doch aus einer tiefen und im Grunde edlen Luſt geboren, nicht mit allzuviel Lügen aus der Welt zu gehen? Ich könnte mirs einbilden, wenn ich auch nur ein einzigesmal die leiſeſte Ahnung von

dem verspürt hätte, was die Menschen Reue nennen." „Lesen Sie doch endlich den Schluß," befahl der Arzt mit seiner neuen Stimme. Der Kaufmann nahm dem Dichter, der eine Art Lähmung in seine Finger kriechen fühlte, den Brief einfach fort, ließ die Augen rasch nach unten fahren und las die Worte: „Es war ein Verhängnis, meine Lieben, und ich kanns nicht ändern. Alle Eure Frauen habe ich gehabt. Alle." Der Kaufmann hielt plötzlich inne und blätterte zurück. „Was haben Sie?" fragte der Arzt. „Der Brief ist vor neun Jahren geschrieben," sagte der Kaufmann. „Weiter," befahl der Dichter. Der Kaufmann las: „Es waren natürlich sehr verschiedene Arten von Beziehungen. Mit der einen lebte ich beinahe wie in einer Ehe, durch viele Monate. Mit der andern war es ungefähr das, was man ein tolles Abenteuer zu nennen pflegt. Mit der dritten kam es gar so weit, daß ich mit ihr gemeinsam in den Tod gehen wollte. Die vierte habe ich die Treppe hinunter geworfen, weil sie mich mit einem anderen betrog. Und eine war meine Geliebte nur ein einziges Mal. Atmet Ihr alle zugleich auf, meine Teuern? Tut es nicht. Es war vielleicht die schönste Stunde meines . . . und ihres Lebens. So meine Freunde. Mehr

habe ich Euch nicht zu ſagen. Nun falte ich dieſes Papier zuſammen, lege es in meinen Schreibtiſch, und hier mag es warten, bis ichs in einer anderen Laune vernichte, oder bis es Euch übergeben wird in der Stunde, da ich auf meinem Totenbette liege. Lebt wohl."

Der Arzt nahm dem Kaufmann den Brief aus der Hand, las ihn anſcheinend aufmerkſam vom Anfang bis zum Ende. Dann ſah er zum Kaufmann auf, der mit verſchränkten Armen daſtand und wie höhniſch zu ihm herunterſah. „Wenn Ihre Frau auch im vorigen Jahre geſtorben iſt," ſagte der Arzt ruhig, „deswegen bleibt es doch wahr." Der Dichter ging im Zimmer auf und ab, warf einige Male den Kopf hin und her, wie in einem Krampf, plötzlich ziſchte er zwiſchen den Zähnen hervor „Kanaille" und blickte dem Worte nach, wie einem Ding, das in der Luft zerfloß. Er verſuchte ſich das Bild des jungen Weſens zurückzurufen, das er einſt als Gattin in den Armen gehalten. Andere Frauenbilder tauchten auf, oft erinnerte und vergeſſen geglaubte, gerade das erwünſchte zwang er nicht hervor. Denn ſeiner Gattin Leib war welk und ohne Duft für ihn, und allzulange war es her, daß ſie aufgehört hatte, ihm die Geliebte zu bedeuten. Doch anderes war

sie ihm geworden, mehr und edleres: eine Freundin, eine wahre Gefährtin; voll Stolz auf seine Erfolge, voll Mitgefühl für seine Enttäuschungen, voll Einsicht in sein tiefstes Wesen. Es erschien ihm gar nicht unmöglich, daß der alte Junggeselle in seiner Bosheit nichts anderes versucht hatte, als ihm, dem insgeheim beneideten Freunde, die Kameradin zu nehmen. Denn all jene anderen Dinge, — was hatten sie im Grunde zu bedeuten? Er gedachte gewisser Abenteuer aus vergangener und naher Zeit, die ihm in seinem reichen Künstlerleben nicht erspart geblieben waren, und über die seine Gattin hinweggelächelt oder -geweint hatte. Wo war dies heute alles hin? So verblaßt, wie jene ferne Stunde, da seine Gattin sich in die Arme eines nichtigen Menschen geworfen, ohne Überlegung, ohne Besinnung vielleicht; so ausgelöscht beinahe, wie die Erinnerung dieser selben Stunde in dem toten Haupt, das da drinnen auf qualvoll zerknülltem Polster ruhte. Ob es nicht sogar Lüge war, was in dem Testament geschrieben stand? Die letzte Rache des armseligen Alltagsmenschen, der sich zu ewigem Vergessen bestimmt wußte, an dem erlesenen Mann, über dessen Werke dem Tode keine Macht gegeben war? Das hatte manche Wahrscheinlichkeit für

ſich. Aber wenn es ſelbſt Wahrheit war, — kleinliche Rache blieb es doch und eine mißglückte in jedem Fall.

Der Arzt ſtarrte auf das Blatt Papier, das vor ihm lag, und er dachte an die alternde, milde, ja gütige Frau, die jetzt zu Hauſe ſchlief. Auch an ſeine drei Kinder dachte er; den Älteſten, der heuer ſein Freiwilligenjahr abdiente, die große Tochter, die mit einem Advokaten verlobt war, und die Jüngſte, die ſo anmutig und reizvoll war, daß ein berühmter Künſtler neulich erſt auf einem Balle gebeten hatte, ſie malen zu dürfen. Er dachte an ſein behagliches Heim, und alles das, was ihm aus dem Brief des Toten entgegenſtrömte, ſchien ihm nicht ſo ſehr unwahr, als vielmehr von einer rätſelhaften, ja erhabenen Unwichtigkeit. Er hatte kaum die Empfindung, daß er in dieſem Augenblick etwas neues erfahren hatte. Eine ſeltſame Epoche ſeines Daſeins kam ihm ins Gedächtnis, die vierzehn oder fünfzehn Jahre weit zurücklag, da ihn gewiſſe Unannehmlichkeiten in ſeiner ärztlichen Laufbahn betroffen und er, verdroſſen und endlich bis zur Verwirrung aufgebracht, den Plan gefaßt hatte, die Stadt, ſeine Frau, ſeine Familie zu verlaſſen. Zugleich hatte er damals begonnen, eine Art von wüſter, leichtfertiger Exiſtenz zu

führen, in die ein ſonderbares, hyſteriſches Frauenzimmer hineingeſpielt hatte, das ſich ſpäter wegen eines anderen Liebhabers umbrachte. Wie ſein Leben nachher allmählich wieder in die frühere Bahn eingelaufen war, daran vermochte er ſich überhaupt nicht mehr zu erinnern. Aber in jener böſen Epoche, die wieder vergangen war, wie ſie gekommen, einer Krankheit ähnlich, damals mußte es geſchehen ſein, daß ſeine Frau ihn betrogen hatte. Ja, gewiß verhielt es ſich ſo, und es war ihm ganz klar, daß er es eigentlich immer gewußt hatte. War ſie nicht einmal nahe daran geweſen, ihm die Sache zu geſtehen? Hatte ſie nicht Andeutungen gemacht? Vor dreizehn oder vierzehn Jahren . . . Bei welcher Gelegenheit nur . . .? War es nicht einmal im Sommer geweſen, auf einer Ferienreiſe — ſpät abends auf einer Hotelterraſſe? . . . Vergebens ſann er den verhallten Worten nach.

Der Kaufmann ſtand am Fenſter und ſah in die milde weiße Nacht. Er hatte den feſten Willen, ſich ſeiner toten Gattin zu erinnern. Aber ſo ſehr er ſeine innern Sinne bemühte, anfangs ſah er immer nur ſich ſelbſt im Lichte eines grauen Morgens zwiſchen den Pfoſten einer ausgehängten Türe ſtehen, in ſchwarzem Anzug, teilnahmsvolle

Händedrücke empfangen und erwidern, und hatte einen faden Geruch von Karbol und Blumen in der Naſe. Erſt allmählich gelang es ihm, ſich das Bild ſeiner Gattin ins Gedächtnis zurückzurufen. Doch war es zuerſt nichts als das Bild eines Bildes. Denn er ſah nur das große goldgerahmte Porträt, das daheim im Salon über dem Klavier hing und eine ſtolze Dame von dreißig Jahren in Balltoilette vorſtellte. Dann erſt erſchien ſie ihm ſelbſt als junges Mädchen, das vor beinahe 25 Jahren, blaß und ſchüchtern, ſeine Werbung entgegengenommen hatte. Dann tauchte die Erſcheinung einer blühenden Frau vor ihm auf, die neben ihm in der Loge gethront hatte, den Blick auf die Bühne gerichtet und innerlich fern. Dann erinnerte er ſich eines ſehnſüchtigen Weibes, das ihn mit unerwarteter Glut empfangen hatte, wenn er von einer langen Reiſe zurückgekehrt war. Gleich darauf gedachte er einer nervöſen, weinerlichen Perſon, mit grünlich matten Augen, die ihm ſeine Tage durch allerlei ſchlimme Launen vergällt hatte. Dann wieder zeigte ſich in hellem Morgenkleid eine geängſtigte, zärtliche Mutter, die an eines kranken Kindes Bette wachte, das auch hatte ſterben müſſen. Endlich ſah er ein bleiches Weſen daliegen mit ſchmerzlich herunter-

gezogenen Mundwinkeln, kühle Schweißtropfen auf der Stirn, in einem von Äthergeruch erfüllten Raum, das seine Seele mit quälendem Mitleid erfüllt hatte. Er wußte, daß alle diese Bilder und noch hundert andere, die nun unbegreiflich rasch an seinem innern Auge vorüberflogen, ein und dasselbe Geschöpf vorstellten, das man vor zwei Jahren ins Grab gesenkt, das er beweint, und nach dessen Tod er sich erlöst gefühlt hatte. Es war ihm, als müßte er aus all den Bildern sich eines wählen, um zu einem sicheren Gefühl zu gelangen; denn nun flatterten Beschämung und Zorn suchend ins Leere. Unentschlossen stand er da und betrachtete die Häuser drüben in den Gärten, die gelblich und rötlich im Mondschein schwammen und nur blaßgemalte Wände schienen, hinter denen Luft war.

„Gute Nacht," sagte der Arzt und erhob sich. Der Kaufmann wandte sich um. „Ich habe hier auch nichts mehr zu tun." Der Dichter hatte den Brief an sich genommen, ihn unbemerkt in seine Rocktasche gesteckt und öffnete nun die Tür ins Nebenzimmer. Langsam trat er an das Totenbett und die anderen sahen ihn, wie er stumm auf den Leichnam niederblickte, die Hände auf dem Rücken. Dann entfernten sie sich.

Im Vorzimmer ſagte der Kaufmann zum Diener: „Was das Begräbnis anbelangt, ſo wär es ja doch möglich, daß das Teſtament beim Notar nähere Beſtimmungen enthielte.“ „Und vergeſſen Sie nicht,“ fügte der Arzt hinzu, „an die Schweſter des gnädigen Herrn nach London zu telegraphieren.“ „Gewiß nicht,“ erwiderte der Diener, indem er den Herren die Türe öffnete.

Auf der Treppe noch holte ſie der Dichter ein. „Ich kann Sie beide mitnehmen,“ ſagte der Arzt, den ſein Wagen erwartete. „Danke,“ ſagte der Kaufmann, „ich gehe zu Fuß.“ Er drückte den beiden die Hände, ſpazierte die Straße hinab, der Stadt zu und ließ die Milde der Nacht um ſich ſein.

Der Dichter ſtieg mit dem Arzt in den Wagen. In den Gärten begannen die Vögel zu ſingen. Der Wagen fuhr an dem Kaufmann vorbei, die drei Herren lüfteten jeder den Hut, höflich und ironiſch, alle mit den gleichen Geſichtern. „Wird man bald wieder etwas von Ihnen auf dem Theater zu ſehen bekommen?“ fragte der Arzt den Dichter mit ſeiner alten Stimme. Dieſer erzählte von den außerordentlichen Schwierigkeiten, die ſich der Aufführung ſeines neueſten Dramas entgegenſtellten, das freilich, wie er geſtehen müſſe,

kaum erhörte Angriffe auf alles mögliche enthielte, was den Menſchen angeblich heilig ſei. Der Arzt nickte und hörte nicht zu. Auch der Dichter tat es nicht, denn die oft gefügten Sätze kamen längſt wie auswendig gelernt von ſeinen Lippen.

Vor dem Hauſe des Arztes ſtiegen beide Herren aus und der Wagen fuhr davon.

Der Arzt klingelte. Beide ſtanden und ſchwiegen. Als die Schritte des Hausmeiſters nahten, ſagte der Dichter: „Gute Nacht, lieber Doktor“ und dann mit einem Zucken der Naſenflügel, langſam: „ich werd' es übrigens der meinen auch nicht ſagen.“ Der Arzt ſah an ihm vorbei und lächelte ſüß. Das Tor wurde geöffnet, ſie drückten einander die Hand, der Arzt verſchwand im Flur, das Tor fiel zu. Der Dichter ging.

Er griff in ſeine Bruſttaſche. Ja, das Blatt war da. Wohlverwahrt und verſiegelt ſollte es die Gattin in ſeinem Nachlaß finden. Und mit der ſeltenen Einbildungskraft, die ihm nun einmal eigen war, hörte er ſie ſchon an ſeinem Grabe flüſtern: Du Edler . . . Großer. . . .

Der Mörder

Ein junger Mann, Doktor beider Rechte, ohne ſeinen Beruf auszuüben, elternlos, in behaglichen Umſtänden lebend, als liebenswürdiger Geſellſchafter wohl gelitten, ſtand nun ſeit mehr als einem Jahre in Beziehungen zu einem Mädchen geringerer Abkunft, das, ohne Verwandtſchaft gleich ihm, keinerlei Rückſichten auf die Meinung der Welt zu nehmen genötigt war. Gleich zu Beginn der Bekanntſchaft, weniger aus Güte oder Leidenſchaft als aus dem Bedürfnis, ſich ſeines neuen Glückes auf möglichſt ungeſtörte Weiſe zu erfreuen, hatte Alfred die Geliebte veranlaßt, ihre Stellung als Korreſpondentin in einem anſehnlichen Wiener Warenhauſe aufzugeben. Doch nachdem er ſich längere Zeit hindurch, von ihrer dankbaren Zärtlichkeit umſchmeichelt, im bequemſten Genuſſe gemeinſamer Freiheit wohler befunden hatte als in irgendeinem früheren Verhältnis, begann er nun allmählich jene ihm wohlbekannte, verheißungsvolle Unruhe zu verſpüren, wie ſie ihm ſonſt das nahe Ende einer Liebesbeziehung anzukündigen pflegte, ein Ende, das nur in dieſem Falle vorläufig nicht abzuſehen ſchien. Schon ſah er ſich im Geiſte als Schickſalsgenoſſen eines Jugendfreundes, der, vor Jahren in eine Verbindung ähnlicher Art verſtrickt, nun als verdroſſener Fa-

milienvater ein zurückgezogenes und beſchränktes Leben zu führen gezwungen war; und manche Stunden, die ihm ohne Ahnungen ſolcher Art an der Seite eines anmutigen und ſanften Weſens, wie Eliſe es war, das reinſte Vergnügen hätten gewähren müſſen, begannen ihm Langeweile und Pein zu bereiten. Wohl war ihm die Fähigkeit und, was er ſich noch höher anrechnen mochte, die Rückſicht eigen, Eliſe von ſolchen Stimmungen nichts merken zu laſſen, immerhin aber hatten ſie die Wirkung, ihn wieder öfter die Geſelligkeit jener gutbürgerlichen Kreiſe aufſuchen zu laſſen, denen er im Laufe des letzten Jahres ſich beinahe völlig entfremdet hatte. Und als ihm bei Gelegenheit einer Tanzunterhaltung eine vielumworbene junge Dame, die Tochter eines begüterten Fabrikbeſitzers, mit auffallender Freundlichkeit entgegenkam, und er ſo plötzlich die leichte Möglichkeit einer Verbindung vor ſich ſah, die ſeiner Stellung und ſeinem Vermögen angemeſſen war, begann er jene andere, die wie ein heiter zwangloſes Abenteuer angefangen, als läſtige Feſſel zu empfinden, die ein junger Mann von ſeinen Vorzügen unbedenklich abſchütteln dürfte. Doch die lächelnde Ruhe, mit der Eliſe ihn immer wieder empfing, ihre ſich ſtets gleichbleibende Hingabe in

den ſpärlicher werdenden Stunden des Zuſammenſeins, die ahnungsloſe Sicherheit, mit der ſie ihn aus ihren Armen in eine ihr unbekannte Welt entließ, all dies drängte ihm nicht nur jedesmal das Abſchiedswort von den Lippen, zu dem er ſich vorher ſtets feſt entſchloſſen glaubte, ſondern erfüllte ihn mit einer Art von quälendem Mitleid, deſſen kaum bewußte Äußerungen einer ſo herzlich vertrauenden Frau wie Eliſe nur als neue und innigere Zeichen ſeiner Neigung erſcheinen mußten. Und ſo kam es dahin, daß Eliſe ſich niemals heißer von ihm angebetet glaubte, als wenn er von einer neuen Begegnung mit Adele, wenn er durchbebt von der Erinnerung ſüßfragender Blicke, verheißender Händedrücke und zuletzt im Rauſch der erſten heimlichen Brautküſſe in jenes ſtille, ihm allein und ſeiner treuloſen Liebe geweihte Heim zurückgekehrt war; und ſtatt mit dem Lebewohl, das er ſich noch auf der Schwelle vorgenommen, verließ Alfred die Geliebte allmorgendlich mit erneuten Schwüren ewigen Angehörens.
So liefen die Tage durch beide Abenteuer hin; endlich blieb nur mehr zu entſcheiden, welcher Abend für die unvermeidlich gewordene Ausſprache mit Eliſen beſſer gewählt wäre, der vor oder nach der Verlobung mit Adelen; und an dem erſten dieſer

beiden Abende, da ja doch noch eine Frist vor ihm lag, erschien Alfred in einer durch die Gewohnheit seines Doppelspiels fast beruhigten Seelenverfassung bei der Geliebten.

Er fand sie blaß, wie er sie vorher niemals gesehen, in der Ecke des Diwans lehnen; auch erhob sie sich nicht wie sonst bei seinem Eintritt, um ihm Stirn und Mund zum Willkommenskuß zu bieten, sondern zeigte ein müdes, etwas gezwungenes Lächeln, so daß zugleich mit einem Gefühl der Erleichterung die Vermutung in Alfred aufstieg, die Nachricht von seiner bevorstehenden Verlobung sei trotz aller Geheimhaltung nach der rätselhaften Art der Gerüchte doch schon bis zu ihr gedrungen. Aber auf seine sich überstürzenden Fragen erfuhr er nichts anderes, als daß Elise, was sie ihm bisher verschwiegen, von Zeit zu Zeit an Herzkrämpfen litte, von denen sie sich sonst rasch zu erholen pflegte, deren Nachwirkung aber diesmal länger anzuhalten drohe als je. Alfred, im Bewußtsein seiner schuldvollen Vorsätze, war von dieser Eröffnung so heftig berührt, daß er sich in Ausdrücken der Teilnahme, in Beweisen von Güte gar nicht genug tun konnte; und vor Mitternacht, ohne zu begreifen, wie es so weit gekommen, hatte er mit Elisen den Plan einer gemein-

ſamen Reiſe entworfen, auf der ſie gewiß dauernde Geneſung von ihren üblen Zufällen finden ſollte.

Niemals hatte er ſo zärtlich geliebt, nie aber auch ſo durchtränkt von eigener Zärtlichkeit von ihr Abſchied genommen als in dieſer Nacht, ſo daß er auf dem Heimweg ernſtlich einen Abſagebrief an Adele erwog, in dem er ſeine Flucht aus Verlobung und Eheband wie ein Gebot ſeiner für ein dauernd ſtilles Glück nicht geſchaffenen, unſteten Natur zu entſchuldigen gedachte. Die kunſtvollen Verſchlingungen der Sätze verfolgten ihn noch in den Schlaf; aber ſchon das Morgenlicht, das durch die Spalten der Jalouſien auf ſeiner Decke ſpielte, ließ ihm die aufgewandte Mühe ebenſo töricht als überflüſſig erſcheinen. Ja, er war kaum zu ſtaunen fähig, daß ihm nun die leidende Geliebte der verfloſſenen Nacht traumhaft fern wie eine Verlaſſene erſchien, während Adele blühend im Duft unermeßlicher Sehnſucht vor ſeiner Seele ſtand. Um die Mittagsſtunde brachte er dem Vater Adelens ſeine Werbung vor, die wohl ſehr freundlich, aber doch nicht mit völliger Zuſtimmung aufgenommen wurde. In gutmütig ſpöttiſcher Anſpielung auf des Bewerbers oft verſuchte Jugend ſtellte der Vater vielmehr die Forderung,

Alfred möge ſich vorerſt für ein Jahr auf Reiſen begeben, um ſo in der Entfernung die Kraft und die Widerſtandsfähigkeit ſeiner Gefühle zu prüfen, und er widerſetzte ſich ſogar dem Vorſchlag eines Briefwechſels zwiſchen den jungen Leuten, um die Möglichkeit einer Selbſttäuſchung auch auf dieſem Wege mit Sicherheit ausgeſchaltet zu wiſſen. Wenn Alfred mit den Abſichten von heute wiederkehrte, und wenn er dann bei Adelen die gleichen Empfindungen wiederfände, die ſie heute zu hegen überzeugt ſei, ſo werde der ſofortigen Vermählung des jungen Paares von ſeiner Seite nicht das Geringſte im Wege ſtehen. Alfred, der ſich dieſen Bedingungen nur widerſtrebend zu fügen ſchien, nahm ſie in Wahrheit wie eine neue Friſterſtreckung des Geſchicks innerlich aufatmend entgegen, und nach kurzem Beſinnen erklärte er, unter dieſen Umſtänden ſich ſchon heute verabſchieden zu wollen, wäre es auch nur, um damit zugleich das Ende der geforderten Trennungszeit näher heranzurücken. Adele ſchien zuerſt von dieſer unerwarteten Fügſamkeit verletzt zu ſein, doch nach einer kurzen vom Vater verſtatteten Unterredung unter vier Augen hatte Alfred ſeine Braut dahin gebracht, daß ſie ihn um ſeiner Liebesklugheit willen bewunderte und ihn mit Schwüren der Treue, ja mit Tränen

in den Augen in eine gefährliche Trennungsferne entließ.

Kaum auf die Straße gelangt, begann Alfred ſchon allerlei Möglichkeiten zu erwägen, die im Laufe dieſes ihm zur Verfügung ſtehenden Jahres eine Löſung ſeiner Beziehungen zu Eliſen herbeiführen könnten. Und ſein Drang, die ſchwierigſten Angelegenheiten des Lebens ohne tätiges Eingreifen zu erledigen, war ſo übermächtig, daß jener nicht nur über ſeine Eitelkeit den Sieg davontrug, ſondern auch dem Aufſchweben düſterer Ahnungen günſtig war, vor denen ſein wehleidiges Weſen ſonſt gerne zurückſchreckte. In dem Zwang ungewohnt engen Zuſammenſeins, wie es die Reiſe mit ſich brachte, ſo dachte er, könnte es wohl geſchehen, daß Eliſe, erkaltend, ſich allmählich von ihm abwendete; und auch das Herzleiden der Geliebten bot den Ausblick auf eine freilich unerwünſchtere Art der Befreiung. Bald aber wies er beides, Hoffnung wie Befürchtung, mit ſo heftiger Bewegung von ſich, daß am Ende nichts in ihm war als die kindlich-freudige Erwartung einer bunten Luſtfahrt ins Weite in Geſellſchaft eines liebenswürdig anhänglichen Geſchöpfes; und noch am Abend des gleichen Tages plauderte er mit der argloſen Geliebten in heiterſter

Laune über die reizvollen Aussichten der bevorstehenden Reise.

Da der Frühling im Anzug war, suchte Alfred mit Elisen zuerst die milden Ufer des Genfersees auf. Später stiegen sie zu kühleren Gebirgshöhen empor, verbrachten den Spätsommer in einem englischen Seebad, besuchten im Herbst holländische und deutsche Städte, um endlich dem einbrechenden trüberen Wetter unter den Trost südlicher Sonne zu entfliehen. Bis dahin war nicht nur Elise, die über die nahe Umgebung Wiens früher nicht hinausgekommen war, wie eine köstlich Träumende an der Hand ihres geliebten Führers durch dieses Jahr der Wunder geschwebt; auch Alfred, so klar er sich immerfort der Zukunft mit ihren nur aufgeschobenen Schwierigkeiten bewußt war, hatte, von dem Glück Elisens wie mitgefangen, sich der anmutigen Gegenwart unbedenklich hingegeben. Und während er zu Beginn der Reise Begegnungen mit Bekannten vorsichtig auszuweichen gesucht, es möglichst vermieden hatte, mit Elisen sich auf belebteren Promenaden und in den Speisesälen großer Hotels zu zeigen, forderte er später mit einer gewissen Absichtlichkeit das Schicksal heraus und war gerne gefaßt, durch eine Depesche seiner Braut des Treu-

bruchs bezichtigt und damit zwar eines noch immer heiß erſehnten Beſitzes, zugleich aber alles Zwieſpalts, aller Unruhe und aller Verantwortung ledig zu werden. Doch keine Depeſche, noch ſonſt eine Nachricht aus der Heimat drang zu ihm, denn Adele hielt ſich gegen Alfreds eitle Erwartung ſo ſtreng wie er ſelbſt nach der vom Vater geforderten Übereinkunft.

Doch es kam die Stunde, in der, für Alfred wenigſtens, dies Wunderjahr ein jähes Ende nahm und mit einem Male zauberlos, ja öder als irgendein anderes, das er erlebt, in der Zeit ſtille zu ſtehen ſchien. Dies ereignete ſich im Botaniſchen Garten zu Palermo an einem hellen Herbſttag, da Eliſe, die bis dahin ſich friſch, lebhaft und blühend gezeigt hatte, plötzlich mit beiden Händen an ihr Herz griff, den Geliebten angſtvoll anblickte und ſofort wieder lächelte, als ſei ſie ſichs wie einer Pflicht bewußt, ihm keinerlei Ungelegenheiten zu verurſachen. Dies aber, ſtatt ihn zu rühren, füllte ihn mit Erbitterung, die er freilich vorerſt unter der Miene des Beſorgten zu verbergen wußte. Er warf ihr vor, ohne ſelbſt daran zu glauben, daß ſie ihm dergleichen Zufälle gewiß ſchon etliche Male geheimgehalten, gab ſeiner Kränkung Ausdruck, daß ſie ihn offenbar für herzlos hielte, be-

ſchwor ſie, heute noch, ſofort, mit ihm einen Arzt aufzuſuchen, und war recht froh, als ſie dieſen Vorſchlag mit Rückſicht auf ihr geringes Vertrauen zu den Heilkünſtlern des Landes ablehnte. Doch als ſie plötzlich, wie überſtrömend von Dankbarkeit und Liebe, hier, unter freiem Himmel, auf der Bank, an der Leute vorübergingen, ſeine Hand an ihre Lippen drückte, fühlte er, gleich einer fliegenden Welle, Haß durch ſeine Pulſe jagen, deſſen Vorhandenſein ihn zwar ſelbſt in Erſtaunen ſetzte, den er aber bald vor ſich mit der Erinnerung vieler Stunden der Langweile und Leere entſchuldigte, an denen die Reiſe, wie er mit einmal zu wiſſen glaubte, allzu reich geweſen war. Zugleich flammte ein ſo glühendes Verlangen nach Adelen in ihm auf, daß er, allen Abmachungen zu Trotz, noch am gleichen Tag eine Depeſche an ſie ſandte, in der er ſie um ein Wort nach Genua anflehte und die er unterſchrieb: Ewig der Deine.

Wenige Tage ſpäter fand er in Genua ihre Erwiderung, die lautete: Und ich die Deine für ebenſolang. Mit dem zerknitterten Blatt auf dem Herzen, das ihm nun trotz des fragwürdig ſcherzhaften Tones den Inbegriff aller Hoffnungen bedeutete, trat er in Eliſens Begleitung die Fahrt nach Ceylon an, die als vorausſichtlich ſchönſter

Teil der Reiſe an deren Ende geſetzt war. Eliſe hätte von verſchlagenerer Gemütsart ſein müſſen, als ſie war, wenn ſie auf dieſer Fahrt zu ahnen vermocht hätte, daß nur das kühne Spiel von Alfreds Einbildungskraft ihr reichere Wonnen des Geliebtſeins ſchenkte als je zuvor; wenn ſie gewußt hätte, daß nicht ſie ſelbſt es mehr war, die nun in den ſchweigenden, dunklen Meeresnächten an ſeinem Halſe lag, ſondern die ferne, durch ſeine Sehnſucht in aller Lebensfülle herbeigezauberte Braut. Doch auf der endlich erreichten glühenden Inſel, in der dumpfen Gleichförmigkeit des letzten Aufenthaltes, da er erkannte, daß die allzu ſtürmiſch anfgeforderte Phantaſie ihm den Dienſt verſagen wollte, begann er ſich von Eliſen fernzuhalten und war tückiſch genug, eine neue, leichte Mahnung des Herzleidens, das ſie beim erſten Betreten des feſten Bodens angewandelt, als die Urſache ſeiner Zurückhaltung anzugeben. Sie nahm es hin wie alles, was von ihm kam, als Zeichen einer Liebe, die ihr nun allen Sinn und alle Seligkeit des Daſeins bedeutete. Und wenn ſie, unter dem wilden Glanz eines blaugoldenen Himmels, feſt an ihn geſchmiegt und geborgen, durch die rauſchenden Schatten der Wälder fuhr, wußte ſie nicht, daß ihr Begleiter nur

die einſame Stunde herbeiwünſchte, in der ihm, ungeſtört von Eliſen, Gelegenheit geboten war, mit fliegender Feder beſchwörende, ſengende Worte an eine andere auf das Papier zu werfen, von deren Daſein in der Welt Eliſe bis zu dieſem Augenblick nichts ahnte und niemals etwas ahnen ſollte. In ſolchen Stunden des Alleinſeins ſtieg ſein Verlangen nach der Entfernten ſo mächtig an, daß er die Eine, die Nahe, die ihm Gehörende, die, mit der er nun bald ein Jahr lang die Welt durchquerte, bis auf die Züge des Antlitzes, ja bis auf die Stimme zu vergeſſen vermochte. Und als er in der Nacht vor dem Antritt der Heimreiſe, aus dem Schreibzimmer kommend, Eliſe in einem neuen, ſchweren Anfall halb bewußtlos auf das Bett hingeſtreckt fand, erkannte er, was er ſonſt eher wie eine leiſe Angſt in ſich zu fühlen geglaubt hatte, mit leichtem, beinahe ſüßem Grauen als die nie erloſchene, finſter glimmende Hoffnung ſeiner Seele. Dennoch ſandte er ohne Aufſchub und in wirklich ſchmerzlicher Erregung nach dem Arzt, der unverzüglich erſchien und der Kranken durch eine Morphiumeinſpritzung Linderung verſchaffte. Dem vermeintlichen Gatten aber, der die nun bedenklich gewordene Reiſe aus gewichtigen Gründen nicht aufſchieben zu können erklärte, gab er ein

Billett mit, das die Leidende der beſonderen Sorgfalt des Schiffsarztes empfahl.

Gleich in den erſten Tagen ſchien die Seeluft auf Eliſe den wohltätigſten Einfluß auszuüben. Ihre Bläſſe verſchwand, ihr Weſen war aufgeſchloſſener, ihr Gebaren freier, als Alfred es jemals an ihr wahrgenommen. Und während ſie früher ſich gegen jede, ſelbſt die harmloſeſte Annäherung von fremder Seite gleichgiltig, ja abwehrend verhalten hatte, wich ſie diesmal gemeinſamen Unterhaltungen, wie ſie das Leben auf dem Schiffe mit ſich brachte, keineswegs aus und nahm die achtungsvollen Huldigungen einiger mitreiſender Herren mit Befriedigung entgegen. Insbeſondere ein deutſcher Baron, der auf dem Meere Heilung eines langwierigen Lungenleidens ſuchte, hielt ſich in Eliſens Nähe ſo viel auf, als es eben noch ohne Zudringlichkeit geſchehen konnte, und Alfred hätte ſich gern überredet, das aufmunternde Benehmen, das Eliſe dieſem liebenswürdigſten ihrer Bewunderer gegenüber zur Schau trug, als die willkommenen Zeichen einer neukeimenden Neigung anzuſehen. Doch als er Eliſe einmal ſcheinbar ärgerlich über ihre auffallende Freundlichkeit zur Rede zu ſtellen verſuchte, erklärte ſie ihm lächelnd, daß all dies entgegenkommende Weſen andern gegen-

über nichts anderes bezweckt hätte, als des Geliebten Eifersucht zu erregen, und sie der gelungenen List sich unsäglich freute. Diesmal vermochte Alfred seine Ungeduld, seine Enttäuschung nicht mehr zu verbergen. Er erwiderte ihr Geständnis, durch das sie ihn beruhigt und beglückt zu haben glaubte, mit Worten von einer ihr unbegreiflichen Härte; in dumpfer Ratlosigkeit hielt sie ihnen eine Weile stand, bis sie plötzlich auf dem Verdeck, wo die Unterredung stattgefunden hatte, bewußtlos zusammenstürzte und in die Kajüte hinuntergetragen werden mußte. Der Schiffsarzt, durch das Schreiben seines Kollegen genügend unterrichtet, hielt eine nähere Untersuchung nicht für nötig und brachte dem gequälten Herzen durch das schon einmal bewährte Mittel vorübergehende Linderung. Doch konnte er nicht verhindern, daß sich die Anfälle am nächsten und am dritten Tage ohne jede äußere Veranlassung wiederholten, und wenn das Morphium auch nie seine Wirkung versagte, so durfte er doch seine Befürchtung nicht verhehlen, daß die Krankheit ein übles Ende nehmen könnte, und mahnte Alfred in angemessener, aber höchst bestimmter Form, seiner schönen Gattin in jeder Hinsicht Schonung angedeihen zu lassen.
Alfred, in seinem dumpf wühlenden Groll gegen

Eliſe, wäre leicht geneigt geweſen, dem Arzte beſonders in dem einen Punkte, der einem ſtrengen Verbote gleichkam, Folge zu leiſten, wenn nicht Eliſe, von Sehnſucht verzehrt, in einer einſamen Nachtſtunde den Widerſtrebenden, als gälte es, ihn durch Zärtlichkeit zu verſöhnen, endlich wieder an ihr Herz zu ziehen verſtanden hätte. Doch wie ſie ihm mit halbgeſchloſſenen Augen vergehend in den Armen lag und er über ihrer feuchten Stirne den bläulichen Wellenſchein verſchimmern ſah, der durch das kleine Kajütenfenſter hereinbrach, da fühlte er, wie ihm gleichſam aus tiefſten Seelengründen auf die Lippen ein Lächeln ſtieg, das er ſelbſt erſt allmählich als eines des Hohns, ja des Triumphes erkannte. Und noch während er ſeiner dunklen Hoffnung erſchauernd ſich bewußt ward, mußte er ſich ſagen, daß ihre Erfüllung nicht nur für ihn das Heil und die Rettung aus allem Wirrſal, ſondern daß auch Eliſe, wenn ſie das Ende als unausbleiblich erkannt hätte und ihr eine Wahl verſtattet wäre, kein anderes wünſchen würde, als unter ſeinen Küſſen zu verſcheiden. Und wie ſie nun, wohl vertraut mit der Gefahr, in immer leidenſchaftlicherer Hingabe gleichſam bereit ſchien, aus Liebe und in Liebe dahinzugehen, ſo glaubte er ſich ſtark genug, ein Opfer anzu-

nehmen, durch das, ſo ungeheuer es auch war, im Ineinanderwirken ſchickſalhafter Zuſammenhänge das Los dreier Menſchen zuletzt doch nur günſtig gewendet würde.

Aber während er Nacht für Nacht das matte Verſchimmern ihrer Augen, das ſelige Verhauchen ihres Atems mit erwartungsvollem Grauen beobachtete, erſchien er ſich wie ein Betrogener, wenn eine Minute ſpäter ihre erwachenden Blicke dankbar in die ſeinen glänzten, der warme Hauch ihrer Lippen mit friſcher Luſt den ſeinen eintrank und ſo der ganze Aufwand ſeiner tödlichen Tücke zu nichts anderem vertan war, als neues ſchöneres Leben durch Eliſens Pulſe zu treiben. Und ſie war ſeiner Liebe ſo ſicher, daß ſie bei Tag, wenn er ſie auf Stunden ſich ſelbſt oder der Geſellſchaft anderer überlaſſen hatte, um auf dem oberſten Verdeck die fiebernde Stirn dem kühlenden Meerwind preiszugeben, ohne Mißtrauen zurückblieb und das ratlos irre Lächeln des Wiederkehrenden leuchtenden Auges wie einen zärtlichen Gruß erwiderte.

In Neapel, wo das Schiff zu eintägiger Raſt anlegen ſollte, um dann ohne weiteren Zwiſchenaufenthalt nach Hamburg abzugehen, hoffte Alfred, von Adelen einen Brief zu finden, um den

er ſie zuletzt aus Ceylon in glühenden Worten angefleht hatte. Das ſtürmiſche Wetter enthob ihn der Mühe, einen Vorwand dafür zu ſuchen, daß er ſich ohne Eliſe in Geſellſchaft anderer gleichgiltiger Reiſender durch einen der bereitliegenden Kähne ans Land ſetzen ließ. Er fuhr zur Poſt, trat zum Schalter, nannte ſeinen Namen und mußte ſich mit leeren Händen zurückziehen. Wenn er ſich auch damit zu beruhigen verſuchte, daß Adelens Brief nicht rechtzeitig abgeſandt oder verloren gegangen war, ſo ließ ihn doch das Gefühl von Vernichtung, das nach dieſer Enttäuſchung über ihn kam, erkennen, daß ein künftiges Leben ohne Adele für ihn nicht mehr zu denken war. Am Ende ſeiner Verſtellungskräfte angelangt, dachte er zuerſt daran, ſofort nach ſeiner Rückkehr auf das Schiff Eliſen ſchonungslos die Wahrheit mitzuteilen. Gleich aber kam die Überlegung, daß die Folgen eines ſolchen Geſtändniſſes nicht abzuſehen waren, daß es Eliſe nicht nur auf der Stelle tödlich treffen, daß es ſie auch in Wahnſinn oder Selbſtmord treiben, daß aber eine ſolche Begebenheit in ihren Urſachen kaum geheim bleiben und damit ſeinen Beziehungen zu Adele verhängnisvoll werden könnte. Das gleiche blieb zu befürchten, wenn er das Geſtändnis bis zum letzten Augen-

blick, bis zur Landung in Hamburg oder gar bis zur Ankunft in Wien aufſchieben wollte. In ſo verzweifelten Gedanken und ihrer Hinterhältigkeit ſich kaum mehr bewußt, wandelte Alfred zur Mittagszeit im brennenden Sonnenſchein am Meeresſtrand umher, als er ſich plötzlich ſchwindeln und einer Ohnmacht nahe fühlte. Angſterfüllt ſank er auf eine Bank und blieb ſitzen, bis der Krampf ſich löſte und die Nebel von ſeinen Augen ſchwanden. Dann aber atmete er wie erwachend auf. Er wußte mit einem Mal, daß in dem unbegreiflichen Augenblick, da ſeine äußeren Sinne ihn zu verlaſſen gedroht hatten, ein Entſchluß furchtbar und klar zu Ende gereift war, der längſt in den Tiefen ſeiner Seele ſich vorbereitet hatte. Seinen heißen, grauſamen Wunſch, deſſen Erfüllung er all die Tage her gleichſam aus feiger Verborgenheit zu fördern geſucht hatte, er mußte ihn nun ohne weiteren Aufſchub mit eigenem Willen, mit eigenen Händen zur Tat machen. Und wie das Ergebnis langer, innerer Überlegung ſtieg ein fertiger Plan aus ſeiner Bruſt hervor.

Er erhob ſich und begab ſich vorerſt in ein Hotel, um dort mit dem trefflichſten Appetit ſein Mittagsmahl einzunehmen. Dann ſuchte er nacheinander drei Ärzte auf, gab ſich überall als einen von un-

erträglichen Schmerzen gepeinigten Kranken aus, der, seit Jahren an Morphium gewöhnt, mit seinem Vorrat zu Ende gekommen sei, nahm die erbetenen Rezepte in Empfang, ließ sie in verschiedenen Apotheken anfertigen und fand sich, als er bei sinkender Sonne wieder an Bord ging, im Besitze einer Dosis, die er für seine Zwecke mehr als genügend halten durfte. An der Abendtafel auf dem Schiff erzählte er im Tone höchsten Entzückens von einer Wanderung durch Pompeji, zu der er den verflossenen Tag ausgenützt hätte, und mit einer brennenden Lust am Lügen, als müßte er nun sein eigenes Wesen ins Teuflische steigern, verweilte er bei der Schilderung einer Viertelstunde, die er im Garten des Appius Claudius verbracht hatte, vor einer Statuette, die er natürlich in Wirklichkeit nie gesehen und von der er zufällig im Reisehandbuch gelesen. Elise saß an seiner Seite, ihr gegenüber der Baron, die Blicke der beiden begegneten sich und Alfred vermochte die Vorstellung nicht abzuwehren, daß hier zwei Gespenster aus leeren Augenhöhlen einander anstarrten.

Später aber, wie an so manchem Abend vorher, wandelte er mit Elisen auf dem obersten Verdeck im Mondenschein umher, während fern die Lich-

ter der Küſte verglänzten. Da er eine Sekunde lang ſich ſchwach werden fühlte, jagte er ſeinen Entſchluß durch die Einbildung neu auf, daß es Adelens Arm wäre, den er an den ſeinen preßte, und an der Glutwelle, die ihm durch die Adern ſchoß, erkannte er, daß das Glück, das ſeiner wartete, auch durch die furchtbarſte Schuld nicht zu teuer erkauft wäre. Zugleich aber regte es ſich in ihm geheimnisvoll wie Neid auf das junge Geſchöpf an ſeiner Seite, dem es beſchieden ſein ſollte, aus aller Lebenswirrnis ſo bald ohne Leiden und ahnungslos den erlöſenden Ausgang zu finden.

Als er Eliſe in der Kajüte mit vollkommener, faſt ins Unerträgliche geſteigerter Klarheit und doch mit verzweifelter Luſt zum letztenmal in die Arme ſchloß, empfand er ſich wie den Vollzieher eines Schickſals, an dem ſein Wille keinen Anteil mehr hatte. Nur eines Griffes von ſeinen Fingern hätte es bedurft, das Glas umzuſtoßen, das bläulich vom Tiſchchen herüberſchillerte, und die Gifttropfen wären, ein harmloſes Naß, in die gleichgültigen Dielen verſickert. Aber Alfred lag regungslos und wartete. Er wartete, bis er endlich, mit ſtillſtehendem Herzen, einer ihm wohlvertrauten Bewegung Eliſens gewahr wurde, die mit

halb geſchloſſenen Augen ihre Hand nach dem Glas ausſtreckte, um, wie ſie immer vor dem Einſchlafen tat, ihren letzten Durſt zu ſtillen. Er ſah mit weit aufgeriſſenen Lidern, ohne ſich zu rühren, wie ſie ſich ein wenig aufrichtete, das Glas an die Lippen ſetzte und deſſen Inhalt in einem Zuge hinunterſtürzte. Dann legte ſie ſich wieder hin mit einem leichten Seufzer, den Kopf, ihrer Gewohnheit nach, zum Schlummer an ſeine Bruſt bettend. Alfred hörte in ſeinen Schläfen ein langſames, dumpfes Hämmern, hörte Eliſens ruhiges Atmen und hörte die Wellen wie klagend an den Bug des Schiffes ſchlagen, das gleichſam durch eine ſtilleſtehende Zeit hinſchwebte.

Mit einem Male fühlte er, wie ein heftiges Beben durch Eliſens Körper ging. Ihre beiden Hände griffen nach ſeinem Nacken, ihre Finger ſchienen ſich in ſeine Haut einbohren zu wollen, dann erſt, mit einem langen Stöhnen öffnete ſie die Augen. Alfred löſte ſich aus ihrer Umklammerung, ſprang aus dem Bett, ſah, wie ſie verſuchte, ſich zu erheben, mit den Armen ins Leere ſchlug, einen irren Blick in der Dämmerung hin und her flackern ließ, und plötzlich der Länge nach wieder zurückſank, um mit kurzen, flachen Atemzügen, aber völlig bewegungslos, liegen zu bleiben. Alfred erkannte

ſofort, daß ſie ohne jedes Bewußtſein war, und fragte ſich kalt, wie lange dieſer Zuſtand wohl währen könnte, ehe er zum Ende führte. Es fiel ihm zugleich ein, daß ſie in dieſem Augenblick vielleicht noch zu retten wäre; und mit dem dunklen Gefühl, auf dieſe Art ein letzesmal das Schickſal zu verſuchen: entweder ſelbſt die Früchte ſeines bisherigen Tuns zu vernichten oder durch ein kühnes Wagnis ſich zu entſühnen, eilte er davon, den Arzt zu holen. Erkannte der, was hier geſchehen war, ſo ſollte das Spiel endgültig verloren ſein, im andern Falle aber ſprach er ſich ſelbſt für alle Zukunft von Schuld und Reue los.

Als Alfred mit dem Arzt in die Kajüte trat, lag Eliſe bleich mit halb offenen, verglaſten Augen, die Finger in die Decke verkrampft und ſchimmernde Tropfen auf Stirn und Wangen. Der Arzt beugte ſich nieder, legte ſein Ohr an ihre Bruſt, horchte lang, ſchob Eliſens Lider auseinander, hielt die eigene Hand vor ihre Lippen, horchte noch einmal, ſchüttelte den Kopf, dann wandte er ſich zu Alfred und eröffnete ihm, daß der Todeskampf zu Ende ſei. Mit einem irren Blick, der nicht geheuchelt war, ſchlug Alfred die Hände über dem Kopf zuſammen, ſank vors Bett hin und blieb, die Stirn auf Eliſens Knie gepreßt,

eine kurze Weile ſo liegen. Dann wandte er ſich um und ſtarrte wie verloren den Arzt an, der mit bedauerndem Blick ihm die Hand bot. Alfred nahm ſie nicht, ſchüttelte den Kopf und, im völligen Beſitze ſeiner inneren Klarheit, wie in allzu ſpätem Selbſtvorwurf, flüſterte er vor ſich hin: „Hätten wir Ihnen doch gefolgt.“ Dann verbarg er kummervoll das Geſicht in den Händen. „Das hab ich mir denken können,“ hörte er den Arzt tadelnd, aber mild erwidern; und in einem übermächtigen Gefühl des Triumphes ſpürte er hinter ſeinen zuckenden Lidern das Glühen und Leuchten ſeiner Augen.

Schon am Tage darauf, wie es die Vorſchrift verlangte, wurde Eliſens Leichnam ins Meer geſenkt, und Alfred als Witwer fühlte ſich von allgemeiner, doch ſtumm zurückhaltender Teilnahme umgeben. Niemand wagte ihn zu ſtören, wenn er ſtundenlang auf dem Verdeck hin und her ging und in eine Weite blickte, die für ihn, was niemand ahnen konnte, vom Dufte ſeligſter Hoffnungen durchweht war. Nur der Baron ſchloß ſich zuweilen auf kurze Minuten dem hin und her Wandelnden an, wobei er es mit deutlicher Abſicht unterließ, auch nur mit einem Worte des Trauerfalls zu gedenken. Alfred wußte wohl, daß

den Baron nichts anderes zu dieſen Begleitgängen veranlaßte als die Sehnſucht, ſich für kurze Minuten wieder im Dunſtkreis der geliebten Verſtorbenen zu fühlen. Für Alfred waren dieſe Minuten die einzigen, in denen er ſich von der Vergangenheit angerührt fühlte; ſonſt hätte er ſich völlig über ſeine Tat, und was ſie den Menſchen bedeuten mochte, emporgehoben. In lebendiger Gegenwart ſtand das Bild der Heißerſehnten, in Schuld Errungenen vor ihm; und wenn er vom Bug des Schiffes aus hinab ins Waſſer ſchaute, ſo war ihm, als ſähe er ſie friedevoll über begrabene Welten dahinrinnen, denen es in ihrer Schlummertiefe gleich war, ob ſie geſtern oder vor tauſend Jahren verſunken waren.

Erſt als die deutſche Küſte ſichtbar wurde, gingen ſeine Pulſe ſchneller. Seine Abſicht war es, in Hamburg nicht länger zu verweilen, als nötig war, den Brief zu beheben, der ja hier ſeiner warten mußte, und mit dem nächſten Zuge heimwärts zu reiſen. Die Langwierigkeit der Ausſchiffung verurſachte ihm quälende Ungeduld; und wie erlöſt atmete er auf, als das Gepäck endlich auf den Wagen geſchafft war und er durch die Straßen der Stadt, über denen mit kleinen roſa Wolken der ſpäte Frühlingsnachmittag hing, zum Poſt-

gebäude fuhr. Er überreichte dem Beamten ſeine Karte, ſah ihm mit heißen Augen zu die Briefſchaften durchblättern, hielt die Hand ſchon zum Empfang bereit und empfing die Antwort, daß nichts für ihn da wäre, kein Brief, keine Karte, kein Telegramm. Er verſuchte ein ungläubiges Lächeln und bat den Beamten in faſt demütigem Tone, deſſen er ſich gleich ſchämte, nochmals nachzuſehen. Und nun verſuchte Alfred, über die Ränder der Briefumſchläge weg die Adreſſen zu entziffern, glaubte immer wieder ſeinen Namen in Adelens Schriftzügen zu erkennen, ſtreckte ein paarmal ſchon hoffnungsvoll die Hände aus — und mußte immer wieder erfahren, daß er ſich getäuſcht hatte. Endlich legte der Beamte das Päckchen in das Fach zurück, ſchüttelte den Kopf und wandte ſich ab. Alfred empfahl ſich mit übertriebener Höflichkeit und fand ſich in der nächſten Minute halb betäubt vor dem Tore ſtehen. Klar war ihm nur das eine, daß er vorläufig hier feſtgebannt war und keineswegs nach Wien fahren konnte, ohne irgendeine Nachricht von Adelen in Händen zu haben. Er fuhr in ein Hotel, nahm ein Zimmer und warf vor allem die folgenden Worte auf eines der bereitliegenden Blankette: „Keine Silbe von dir. Unbegreiflich.

Faſſungslos. Bin übermorgen daheim. Wann kann ich dich ſehen. Antworte ſofort.“ Er ſetzte ſeine Adreſſe dazu und gab die Depeſche mit bezahlter Rückantwort auf. Als er in die ſchon abendlich erleuchtete Halle trat, ſpürte er zwei Augen auf ſich gerichtet; von einem Lehnſtuhl her, eine Zeitung auf den Knien, ernſt, ohne ſich zu erheben, grüßte ihn der Baron, von dem er auf dem Schiff nur flüchtigen Abſchied genommen hatte. Alfred zeigte ſich von der unverhofften Begegnung erfreut, glaubte ſogar, es wirklich zu ſein, und machte dem Baron von ſeiner Abſicht Mitteilnng, bis morgen hier zu bleiben. Der Baron, der trotz ſeiner bleichen Wangen und ſeines fortgeſetzten Hüſtelns behauptete, ſich ſehr wohl zu fühlen, ſchlug während des Abendeſſens vor, gemeinſam eine Singſpielhalle aufzuſuchen, und bemerkte, auf Alfreds Zögern hin, leiſe und mit geſenkten Wimpern, daß Trauer noch niemanden von den Toten auferweckt habe. Alfred lachte, erſchrak über ſein Lachen, glaubte ſeine Verlegenheit von dem Baron bemerkt und fühlte ſofort, daß er nichts Klügeres tun konnte, als ſich ihm anzuſchließen. Bald darauf ſaß er mit ihm in einer Loge, trank Champagner, ſah durch Rauch und Dunſt bei den gemeinen Klängen

eines schrillen Orchesters Gymnastiker und Clowns ihre Künste und Späße treiben, hörte halbnackte Weiber freche Lieder singen und lenkte des schweigsamen Genossen Aufmerksamkeit wie unter einem wütenden Zwang auf wohlgeformte Beine und üppige Brüste, die sich auf der Bühne zur Schau stellten. Dann scherzte er mit einer Blumenverkäuferin, warf einer Tänzerin, die verführerisch ihre schwarzen Locken schüttelte, eine gelbe Rose vor die Füße und lachte auf, als er die schmalen Lippen des Barons wie in Bitternis und Ekel zucken sah. Später war ihm, als blickten aus dem Saal unten Hunderte mit böser Neugier ihn an, und als gälte das Raunen und Summen ihm allein. Fröstelnde Angst kroch ihm über den Rücken, dann fiel ihm ein, daß er ein paar Gläser Champagner allzu geschwind hinunter gestürzt hatte, und war wieder beruhigt. Er merkte mit Befriedigung, daß, während er über die Brüstung gebeugt gewesen, zwei geschminkte Weiber den Baron in eine Unterhaltung gezogen hatten, atmete auf, als wäre er einer Gefahr entronnen, erhob sich, nickte dem Gefährten wie ermutigend und zu dem Abenteuer glückwünschend zu, und bald ging er, allein, durch Straßen, die er nie gesehen und niemals wieder sehen würde, irgend-

Faſſungslos. Bin übermorgen daheim. Wann kann ich dich ſehen. Antworte ſofort.“ Er ſetzte ſeine Adreſſe dazu und gab die Depeſche mit bezahlter Rückantwort auf. Als er in die ſchon abendlich erleuchtete Halle trat, ſpürte er zwei Augen auf ſich gerichtet; von einem Lehnſtuhl her, eine Zeitung auf den Knien, ernſt, ohne ſich zu erheben, grüßte ihn der Baron, von dem er auf dem Schiff nur flüchtigen Abſchied genommen hatte. Alfred zeigte ſich von der unverhofften Begegnung erfreut, glaubte ſogar, es wirklich zu ſein, und machte dem Baron von ſeiner Abſicht Mitteilung, bis morgen hier zu bleiben. Der Baron, der trotz ſeiner bleichen Wangen und ſeines fortgeſetzten Hüſtelns behauptete, ſich ſehr wohl zu fühlen, ſchlug während des Abendeſſens vor, gemeinſam eine Singſpielhalle aufzuſuchen, und bemerkte, auf Alfreds Zögern hin, leiſe und mit geſenkten Wimpern, daß Trauer noch niemanden von den Toten auferweckt habe. Alfred lachte, erſchrak über ſein Lachen, glaubte ſeine Verlegenheit von dem Baron bemerkt und fühlte ſofort, daß er nichts Klügeres tun konnte, als ſich ihm anzuſchließen. Bald darauf ſaß er mit ihm in einer Loge, trank Champagner, ſah durch Rauch und Dunſt bei den gemeinen Klängen

eines ſchrillen Orcheſters Gymnaſtiker und Clowns ihre Künſte und Späße treiben, hörte halbnackte Weiber freche Lieder ſingen und lenkte des ſchweigſamen Genoſſen Aufmerkſamkeit wie unter einem wütenden Zwang auf wohlgeformte Beine und üppige Brüſte, die ſich auf der Bühne zur Schau ſtellten. Dann ſcherzte er mit einer Blumenverkäuferin, warf einer Tänzerin, die verführeriſch ihre ſchwarzen Locken ſchüttelte, eine gelbe Roſe vor die Füße und lachte auf, als er die ſchmalen Lippen des Barons wie in Bitternis und Ekel zucken ſah. Später war ihm, als blickten aus dem Saal unten Hunderte mit böſer Neugier ihn an, und als gälte das Raunen und Summen ihm allein. Fröſtelnde Angſt kroch ihm über den Rücken, dann fiel ihm ein, daß er ein paar Gläſer Champagner allzu geſchwind hinunter geſtürzt hatte, und war wieder beruhigt. Er merkte mit Befriedigung, daß, während er über die Brüſtung gebeugt geweſen, zwei geſchminkte Weiber den Baron in eine Unterhaltung gezogen hatten, atmete auf, als wäre er einer Gefahr entronnen, erhob ſich, nickte dem Gefährten wie ermutigend und zu dem Abenteuer glückwünſchend zu, und bald ging er, allein, durch Straßen, die er nie geſehen und niemals wieder ſehen würde, irgend-

eine Melodie vor ſich hinpfeifend und im Gefühl, eine Traumſtadt zu durchirren, in der kühlen Nachtluft nach dem Hotel zurück.

Als er des Morgens nach dumpfem, tiefem Schlaf erwachte, mußte er ſich erſt beſinnen, daß er nicht mehr auf dem Schiff dahinfuhr, und daß der weiße Schimmer dort nicht Eliſens Morgenkleid, ſondern einen Fenſtervorhang bedeutete. Mit einer ungeheuren Willensanſtrengung wehrte er eine drohend aufſteigende Erinnerung ab und klingelte. Zugleich mit dem Frühſtück brachte man ihm ein Telegramm. Er ließ es auf dem Tablett liegen, ſo lange ſich der Kellner noch im Zimmer aufhielt; und es war ihm, als verdiente dieſe Selbſtüberwindung irgendwie ihren Lohn. Kaum hatte ſich die Tür wieder geſchloſſen, ſo öffnete er das Telegramm mit zitternden Fingern, die Buchſtaben ſchwammen zuerſt vor ſeinen Augen, plötzlich aber ſtanden ſie ſtarr und rieſengroß: „Morgen mittag 11 Uhr. Adele.“ Er rannte hin und her, lachte durch die Zähne und ließ ſich von dem knappen, kalten Ton der Aufforderung durchaus nicht anfröſteln. So war nun einmal ihre Art. Und wenn er auch daheim nicht alles fände, wie er noch vor kurzem gehofft hatte, ja ſelbſt wenn ihm irgendwelche unangenehme Er-

öffnungen bevorſtünden, was hatte es weiter zu bedeuten? Er würde ihr doch wieder gegenüberſtehen, im Lichte ihrer Augen, im Duft ihres Atems, und ſo war das Ungeheure nicht vergebens getan.

Es hielt ihn nicht länger im Hotel, die kurze Zeit bis zum Abgang des Zuges lief er in der Stadt umher, mit überoffenen Lidern, aber ohne Menſchen und Dinge zu ſehen. Mittags fuhr er von Hamburg ab, ſtarrte durch die Scheiben ſtunden- und ſtundenlang auf die fliehende Landſchaft; alles, was von Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen in ihm ſich regen wollte, mit der ganzen wohlgeübten Anſpannnng ſeines Willens niederzwingend; und wenn er, um den Mitreiſenden nicht allzu auffällig zu werden, ein Buch oder eine Zeitung vornahm, ſo zählte er, ohne zu leſen, einmal übers andere bis hundert, fünfhundert, tauſend. Als es Nacht wurde, durchbrach die zehrende Sehnſucht alle ſeine Bemühungen, ſich gefaßt zu halten. Er ſchalt ſich närriſch, das Ausbleiben der Nachrichten und den Ton der letzten Depeſche mißdeutet zu haben, und wußte keinen anderen Vorwurf gegen Adele, als daß ſie ſich redlicher an die Abmachung gehalten als er. Aber ſollte ſie etwa auf irgendeine Weiſe doch

erfahren haben, daß er mit einer Frau gereist war, so fühlte er sich in seiner Liebe stark genug, gegen alle Eifersucht und Erbitterung die Beleidigte wieder zurückzugewinnen. Und so sehr hatte er sich zum Herrn über seine wachen Träume gesetzt, daß er in dieser endlosen Nacht die Melodie ihrer Stimme zu hören, die Umrisse ihrer Gestalt und ihre Züge zu sehen, ja, daß er ihren Kuß zu fühlen vermochte, so versengend süß, wie er ihm in Wirklichkeit von ihren Lippen niemals beschieden gewesen.

Er war daheim. Mit freundlichem Behagen empfing ihn seine Wohnung. Das sorglich bereitete Frühstück mundete ihm trefflich, und zum erstenmal wieder seit vielen Tagen, so wollte ihm scheinen, dachte er in völliger Ruhe jener andern, die, von irdischem Gram für alle Zeit erlöst, im schweigenden Meere schlummerte. In irgendeinem Augenblicke war ihm, als könnte jene Stundenfolge von der Landung in Neapel an bis zu Elisens Tod wohl auch eine Einbildung seiner zerrütteten Nerven sein, und der Ausgang wäre, wie ja die Ärzte vorausgesehen, ja prophezeit hatten, nur im gesetzmäßigen Verlaufe der Krankheit geschehen. Ja, der Mann, der in einer sonnbeglänzten fremden Stadt tückisch von Arzt zu

Arzt, von Apotheker zu Apotheker geeilt und mit grausamem Vorbedacht das tödliche Gift vorbereitet hatte, der Mann, der die Geliebte, die er ins Jenseits senden wollte, noch eine Stunde vorher zu frevler Wonne in die Arme geschlossen, schien ihm ein völlig anderer als der, der hier zwischen traulichen Wänden in einer unveränderten, bürgerlich behaglichen Umgebung seinen Tee trank; schien ihm einer, der viel mehr war als er, einer, zu dem er selbst mit schaudernder Bewunderung emporschauen müßte. Doch als ihm später, da er aus dem Bade stieg, der Spiegel sein schlankes, nacktes Bild zurückwarf und er sich plötzlich bewußt ward, daß er es doch selber war, der das Unbegreifliche getan, da sah er seine Augen in hartem Glanze leuchten, fühlte sich würdiger als je, die wartende Braut an sein Herz zu schließen, und, höhnische Überlegenheit auf den Lippen, ihrer Liebe so sicher wie nie zuvor.

Zur bestimmten Stunde trat er in den gelben Salon, den er vor einem Jahre fast am gleichen Tage zum letztenmal verlassen hatte, und in der nächsten Minute stand Adele vor ihm, unbefangen, als hätte sie am Tag vorher Abschied von ihm genommen, reichte ihm die Hand und überließ sie ihm zu einem langen Kuß. Was hält

mich ab, ſie zu umarmen? fragte er ſich. Da hörte er ſie ſchon reden mit der dunklen Stimme, die er ja heute nacht erſt im Traum vernommen, und es ward ihm bewußt, daß er ſelbſt noch kein Wort geſprochen, daß er nur ihren Namen geflüſtert hatte, als ſie vor ihn hingetreten war. Er möge ihr nicht übel nehmen, begann ſie, daß ſie ihm auf ſeine ſchönen Briefe nicht geantwortet hätte; aber es ſei nun einmal ſo, daß gewiſſe Angelegenheiten ſich Aug' in Aug' beſſer und einfacher erledigen ließen als ſchriftlich. Ihr Schweigen müſſe ihn ja jedenfalls vorbereitet haben, daß ſich mancherlei geändert hätte, und der kühle Ton ihrer Depeſche wäre, wie ſie ſofort geſtehen wolle, durchaus beabſichtigt geweſen. Seit ungefähr einem halben Jahre ſei ſie nämlich mit einem andern verlobt. Und ſie nannte einen Namen, den Alfred kannte. Es war der eines ſeiner vielen guten Freunde aus alter Zeit, deſſen er im Laufe dieſes Jahres ſo wenig gedacht hatte, wie beinah aller Menſchen, denen er früher begegnet war. Er hörte Adele ruhig an, ſtarrte gebannt auf ihre glatte Stirn, dann gleichſam durch ſie ins Leere, und in ſeinen Ohren rauſchte es wie von fernen Wellen, die über verſunkene Welten rannen. Plötzlich ſah er es aus Adelens Augen hervor-

brechen wie einen Schimmer von Angſt; er wußte, daß er todenblaß mit furchtbarem Blick ihr gegenüberſtand, und er ſagte, ſich ſelbſt unvermutet, hart und klanglos: „Das geht nicht, Adele, du irrſt dich, du darfſt nicht.“

Daß er endlich Worte gefunden, beruhigte ſie offenbar. Sie lächelte wieder in ihrer verbindlichen Art und erklärte ihm, daß nicht ſie es wäre, die ſich irrte, ſondern er. Sie dürfe nämlich, ſie dürfe alles, was ſie wolle. Sie ſei ja gar nicht mit ihm verlobt geweſen, ſondern als freie Menſchen ſeien ſie voneinander geſchieden, ohne jede Verpflichtung, ſie wie er. Und da ſie ihn nicht mehr liebe, ſondern jenen andern, ſo ſei die Sache eben erledigt. Er müſſe das einſehen und ſich fügen; ſonſt bedauere ſie wirklich, daß ſie dem väterlichen Rat von heute Morgen nicht gefolgt und für Alfred einfach nicht mehr zu Hauſe geweſen ſei. Und ſie ſaß ihm gegenüber, die ſchlanken Hände über dem Knie verſchlungen, mit hellen, fernen Augen.

Alfred fühlte, daß er ſeiner ganzen Beherrſchung bedurfte, um nicht etwas Lächerliches oder Gräßliches zu vollbringen. Was er eigentlich wollte, war ihm nicht klar. Ihr an den Hals fahren und ſie erwürgen oder ſich auf den Boden hinwerfen und jammern wie ein Kind? Aber was half es,

darüber nachzudenken. Er hatte ja keine Wahl, er lag ja ſchon da wie gefällt und hatte eben noch die Geiſtesgegenwart, die Hände Adelens zu faſſen, die davoneilen wollte, und heiſer zu ihr empor zu flehen, daß ſie bleibe. Eine Viertelſtunde nur! Ihn anhören! Das könnte er doch von ihr verlangen nach all dem, was früher zwiſchen ihnen geweſen. Er müſſe ihr ja ſo viel erzählen, mehr als ſie ahnen könne, und ſie ſei verpflichtet, es anzuhören. Denn wenn ſie alles wiſſe, dann würde ſie auch wiſſen, daß er ihr zu eigen gehöre und ſie ihm, ihm allein. Wiſſen, daß ſie keinem andern gehören dürfe, daß er ſie ſich errungen in Schuld und Qualen, daß vor ſeinen ungeheuren Rechten alle andern in den Staub ſänken, tief in den Staub, daß ſie an ihn geſchmiedet ſei, unauflöslich, für ewige Zeiten, ſo wie er an ſie. Und auf den Knien vor ihr, ihre Hände in den ſeinen krampfend, ſeine Blicke in den ihren, ließ er ſeine Worte fliegen, breitete den ganzen Inhalt des vergangenen Jahres vor ihr aus, erzählte, wie er vor ihr eine andere geliebt, wie er mit jener andern, die krank war und niemand auf Erden hatte als ihn, fortgereiſt war, wie er in Qualen der Sehnſucht ſich verzehrt, wie aber die andere hilflos und klammernd an ihm gehangen; wie er am

Ende ſeiner Pein, aus Liebe zu ihr, zu ihr, deren Hände er in den ſeinen halte, aus einer Liebe, wie die Erde ſie noch nie geſehen — wie er jene andere, die ohne ihn nicht hätte leben wollen und können, aus der Welt geſchafft, mitleidig-tückiſch vergiftet habe; wie unter fernen Meereswogen nun das arme Geſchöpf ſchlummerte — das Opfer für eine Seligkeit, die ja nun auch ohnegleichen ſein werde, wie der Preis, um den ſie errungen ward.

Adele hatte ihm ihre Hände gelaſſen, auch ihren Blick hatte ſie aus dem ſeinen nicht emporgetaucht. Sie hörte an, was er erzählte, und er wußte nicht recht, wie: ob als ein Märchen von fernen fremden Weſen oder als einen Zeitungsbericht von Menſchen, die ſie nichts angingen. Vielleicht glaubte ſie ihm nicht einmal, was er ihr erzählte. Aber jedenfalls war es ihr gleich, ob Wahrheit von ſeinen Lippen kam oder Lüge. Er fühlte ſeine Ohnmacht mehr und mehr. Er ſah alle ſeine Worte leer und kühl an ihr herunterrinnen; und am Ende, da er ſein Schickſal von ihren Lippen leſen wollte, das er doch ſchon kannte, ſchüttelte ſie nur den Kopf. Er ſah ſie an angſtvoll, wiſſend und doch ungläubig, mit einer irren Frage in den flackernden Augen.

„Nein," ſagte ſie ſtarr, „es iſt aus."

Und er wußte, daß es mit dieſem Nein für immer zu Ende war. Völlig unbewegt blieben Adelens Mienen. Nicht die leiſeſte Erinnerung entſchwundener Zärtlichkeit, nicht einmal Grauen war in ihnen, nur ein vernichtender Ausdruck von Gleichgültigkeit und Langeweile.

Alfred neigte das Haupt, leer lächelnd wie zum Einverſtändnis, ergriff ihre Hände nicht mehr, die ſie entfremdet hängen ließ, wandte ſich und ging. Die Tür hinter ihm blieb offen, und er fühlte einen kalten Hauch im Nacken. Als er die Treppe hinunterging, wußte er, daß ihm nichts zu tun übrig blieb, als ein Ende zu machen. So über alle Zweifel war das entſchieden, daß er gemächlich ſchlendernd durch den ſchmeichelnden Frühlingstag nach Hauſe ſpazierte, wie zum erſehnten Schlummer nach einer wüſten Nacht.

In ſeinem Zimmer aber erwartete ihn jemand. Es war der Baron. Ohne Alfreds dargebotene Hand zu nehmen, erklärte er, nur eine kurze Ausſprache mit ihm zu wünſchen, und auf ein kurzes höfliches Nicken Alfreds fuhr er fort: „Es iſt mir ein Bedürfnis, Ihnen mitzuteilen, daß ich Sie für einen Schurken halte.“ Gut ſo, dachte Alfred, auch gegen dieſen Abſchluß iſt nichts zu ſagen; und er entgegnete ruhig: „Ich ſtehe Ihnen

zur Verfügung. Morgen früh, wenns gefällig iſt.“ Der Baron ſchüttelte kurz den Kopf. Es zeigte ſich, daß er alles, offenbar ſchon von der Reiſe aus, wohl vorbereitet hatte. Zwei junge Herren von der deutſchen Botſchaft harrten nur ſeiner weiteren Aufträge; und er ſprach die Erwartung aus, daß ſein Gegner, der ja hier zu Hauſe ſei, es leicht ermöglichen werde, die Sache noch vor Abend in Ordnung zu bringen. Alfred glaubte, es verſprechen zu dürfen. Einen Augenblick kam ihm der Einfall, dem Baron die ganze Wahrheit zu geſtehen; aber bei dem ungeheuren Haß, der ihn von dieſer kalten Stirne anſtrahlte, mußte er fürchten, daß jener, der die Wahrheit vielleicht ahnen mochte, ihn dann den Gerichten überliefern würde; und ſo zog er es vor, zu ſchweigen.

Alfred fand die Herren, deren er bedurfte, ohne Mühe. Der eine war Adelens Verlobter, der andere ein junger Offizier, mit dem er in früherer Zeit manchen luſtigen Tag genoſſen. Vor Sonnenuntergang in den Auen nächſt der Donau, an einem für ſolche Zuſammenkünfte gern gewählten Platz, ſtand er dem Baron gegenüber. Eine Ruhe, die er nach den Wirren der abgelaufenen Tage wie ein Glück empfand, umfing ihn. Als er den

Lauf der Piſtole auf ſich gerichtet ſah, während dreier Sekunden, die, von einer fernen Stimme abgezählt, gleich drei kalten Tropfen vom Abendhimmel auf den klingenden Boden fielen, dachte er einer unſäglich Geliebten, über deren verweſenden Leib die Wogen des Meeres rannen. Und als er auf dem Boden lag und etwas Dunkles über ihn ſich beugte, ihn umſchloß, ihn nicht mehr laſſen wollte, fühlte er ſelig, daß er, ein Entſühnter, für ſie, zu ihr ins Nichts entſchwand, nach dem er ſich lange geſehnt hatte.

Der tote Gabriel

Sie tanzte an ihm vorüber, im Arme eines Herrn, den er nicht kannte, neigte ganz leiſe den Kopf und lächelte. Ferdinand Neumann verbeugte ſich tiefer, als es ſonſt ſeine Art war. Sie iſt auch da, dachte er verwundert und fühlte ſich mit einem Male freier als vorher. Wenn Irene es über ſich vermochte, ſchon vier Wochen nach Gabriels Tod im weißen Kleide mit einem beliebigen unbekannten Herrn durch einen lichten Saal zu ſchweben, ſo durfte er ſich's auch nicht länger übel nehmen, an dieſen Ort der lauten Freude gekommen zu ſein. Heute abend zum erſtenmal nach vier Wochen ſtiller Zurückgezogenheit war er von dem Wunſch erfaßt worden, wieder unter Menſchen zu gehen. Zur angenehmen Überraſchung ſeiner Eltern, die ſich ihres Sohnes tiefe Verſtimmung über den Tod eines doch nur flüchtigen Bekannten kaum zu erklären gewußt hatten, war er zum Abendeſſen im Frack erſchienen, hatte die Abſicht geäußert, den Juriſtenball zu beſuchen, und entfernte ſich bald mit dem angenehmen Gefühl, den guten alten Leuten ohne beſondere Mühe eine kleine Freude bereitet zu haben.

Im Fiaker, der ihn nach den Sophienſälen führte, wurde ihm wieder etwas beklommen ums Herz. Er dachte der Nacht, in der er von Wilhelmi-

nens Fenſter aus drüben am Stadtparkgitter eine dunkle Geſtalt hatte auf und ab wandeln ſehen; des Morgens, an dem er, noch im Bette liegend, die Nachricht von dem Selbſtmord Gabriels in der Zeitung gefunden, der Stunde, da ihm Wilhelmine den ergreifenden Brief zu leſen gegeben, in dem Gabriel von ihr, ohne ein Wort des Vorwurfs, ewigen Abſchied genommen hatte. Auch während er über die breite Treppe emporſtieg und ſelbſt im Saal beim Rauſchen der Muſik war ihm nicht heiterer zumute geworden; erſt Irenens Anblick hatte ſeine Stimmung erhellt.

Er kannte Irene ſchon einige Jahre, ohne je ein ſonderliches Intereſſe an ihr genommen zu haben, und wie allen Bekannten des Hauſes war auch ihm ihre Neigung zu Gabriel kein Geheimnis geblieben. Als Ferdinand ein paar Tage vor Weihnachten im Hauſe ihrer Eltern zu Gaſte geweſen war, hatte ſie mit ihrer angenehmen dunklen Stimme ein paar Lieder geſungen. Gabriel hatte ſie auf dem Klavier begleitet, und Ferdinand erinnerte ſich deutlich, daß er ſich gefragt hatte: Warum heiratet denn der gute Junge nicht das liebe, einfache Geſchöpf, ſtatt ſich an dieſe großartige Wilhelmine zu hängen, die ihn ſicher demnächſt betrügen wird? Daß gerade er

vom Schickſal auserſehen war, dieſe Ahnung wahr zu machen, das hatte Ferdinand an jenem Tage freilich noch nicht geahnt. Doch was den wahren Anteil ſeiner Schuld an Gabriels Tod anbelangte, ſo hatte Anaſtaſius Treuenhof, der Verſteher aller irdiſchen und göttlichen Dinge, ſofort feſtgeſtellt, daß ihm in dieſer ganzen Angelegenheit nicht die Rolle eines Individiums, ſondern die eines Prinzips zugefallen, daß daher wohl zu gelinder Wehmut, keineswegs aber zu ernſthafter Reue ein Anlaß vorhanden ſei. Immerhin war es ein peinlicher Augenblick für Ferdinand geweſen, als er mit Wilhelmine an Gabriels Grabe ſtand, auf dem noch die welkenden Kränze lagen, und ſeine Begleiterin plötzlich mit jenem Tonfall, den er von der Bühne her ſo gut kannte, zu ihm, dem Tränen über die Wangen liefen, die Worte ſprach: „Ja, du Schuft, nun kannſt du freilich weinen.“ Eine Stunde ſpäter ſchwor ſie allerdings, daß um ſeinetwillen auch Beſſere als Gabriel hätten ſterben dürfen, und in den letzten Tagen ſchien es Ferdinand manchmal, als hätte ſie alles Traurige, was geſchehen war, einfach vergeſſen. Treuenhof wußte auch dieſen ſeltſamen Umſtand zu erklären, und zwar damit, daß die Frauen mit den Urelementen verwandter

als die Männer und daher von Anbeginn dazu geschaffen wären, das Unabänderliche mit Ruhe hinzunehmen.

Zum zweitenmal tanzte Irene an Ferdinand vorüber und wieder lächelte sie. Aber ihr Lächeln schien ein anderes als das erstemal; beziehungsreicher, grüßender, und ihr Blick blieb auf Ferdinand haften, während sie schon wieder davonschwebte und mit ihrem Tänzer in der Menge verschwand. Als der Walzer zu Ende war, spazierte Ferdinand im Saal herum, fragte sich, was ihn eigentlich hergelockt hatte, und ob es der Mühe wert gewesen war, die edle Melancholie seines Daseins, der in der letzten Zeit die leidenschaftlichen Stunden in Wilhelminens Armen nur einen düstern Reiz mehr verliehen, von der rauschenden Banalität dieses Ballabends stören zu lassen. Und er bekam plötzlich Sehnsucht, sich nicht nur von dem Balle zu entfernen, sondern in den allernächsten Tagen, vielleicht morgen, die Stadt zu verlassen und eine Reise nach dem Süden anzutreten, nach Sizilien oder Ägypten. Er überlegte eben, ob er vor seiner Abfahrt Wilhelminen Lebewohl sagen sollte — als plötzlich Irene vor ihm stand. Leicht neigte sie den Kopf und erwiderte seinen Gruß; er reichte ihr den Arm und

führte ſie durch das Gedränge im Saal die wenigen Stufen hinauf zu dem breiten Gang mit den gedeckten Tiſchen, der rings um den Tanzſaal lief. Eben fing die Muſik wieder an, und beim erſten Schwellen der Akkorde ſagte Irene leiſe: „Er iſt tot — und wir zwei ſind da.“ Ferdinand erſchrak ein wenig, beſchleunigte unwillkürlich ſeine Schritte und bemerkte endlich: „Es iſt heute das erſtemal ſeither, daß ich unter ſo vielen Menſchen bin.“

„Für mich iſts heute ſchon das drittemal,“ erwiderte Irene mit klarer Stimme. „Einmal bin ich im Theater geweſen und einmal auf einer Soiree.“

„War es amüſant?“ fragte Ferdinand.

„Ich weiß es nicht. Irgendwer hat Klavier geſpielt, irgend ein anderer hat komiſche Sachen vorgetragen, und dann hat man getanzt.“

„Ja, es iſt immer dasſelbe,“ bemerkte Ferdinand.

Sie ſtanden vor einer Tür. „Ich bin zur Quadrille engagiert,“ ſagte Irene, „aber ich will ſie nicht tanzen. Flüchten wir auf die Galerie.“ Ferdinand führte Irene über die ſchmale, kühle Wendeltreppe hinauf. Er ſah einzelne feine Puderſtäubchen auf Irenens Schultern. Das ſchwarze Haar trug ſie in einem ſchweren Knoten tief im

Nacken. Ihr Arm lag leicht in dem ſeinen. Die Tür zur Galerie ſtand offen, in der erſten Loge ſaß ein Kellner, der ſich nun eilig erhob.

„Ich will ein Glas Champagner trinken," ſagte Irene.

Oh! dachte Ferdinand — ſollte ſie intereſſanter ſein, als ich vermutete? Oder iſt es Affektation?

Er beſtellte den Wein, dann rückte er ihr einen Seſſel zurecht, ſo daß man ſie von unten nicht ſehen konnte.

„Sie waren ſein Freund?" fragte Irene und ſah ihm feſt ins Auge.

„Sein Freund? Das kann man eigentlich nicht ſagen. Jedenfalls waren unſere Beziehungen in den letzten Jahren nur ſehr loſe." Und er dachte: Wie ſonderbar ſie mich anſieht. Sollte ſie ahnen, daß ich . . . Doch er ſprach weiter: „Vor fünf oder ſechs Jahren habe ich zugleich mit ihm an der Univerſität einige Vorleſungen gehört. Wir haben nämlich beide Jus ſtudiert, überflüſſigerweiſe. Dann, vor drei Jahren, im Herbſt, haben wir miteinander eine Radpartie gemacht, von Innsbruck aus, wo wir uns ganz zufällig getroffen hatten. Über den Brenner. In Verona haben wir uns wieder getrennt. Ich bin nach Hauſe gereiſt, er nach Rom."

Irene nickte manchmal, als wenn ſie lauter bekannte Dinge zu hören bekäme. Ferdinand fuhr fort: „In Rom hat er übrigens ſein erſtes Stück geſchrieben, vielmehr das erſte, das aufgeführt wurde.“

„Ja,“ ſagte Irene.

„Er hat nicht viel Glück gehabt,“ bemerkte Ferdinand. Der Champagner ſtand auf dem Tiſch. Ferdinand ſchenkte ein. Sie ließen die Gläſer aneinanderklingen, und während ſie tranken, ſahen ſie einander ernſt ins Auge, als gälte das erſte Glas dem Gedächtnis des Entſchwundenen. Dann ſetzte Irene das Glas nieder und ſagte ruhig: „Wegen der Biſchof hat er ſich umgebracht.“

„Das wird behauptet,“ erwiderte Ferdinand einfach und empfand Befriedigung darüber, daß er ſich mit keiner Miene verriet.

Die Einleitungsklänge der Quadrille ſchmetterten ſo heftig, daß die Champagnerkelche leiſe bebten.

„Kennen Sie die Biſchof perſönlich?“ fragte Irene.

„Ja,“ erwiderte Ferdinand. Alſo, ſie hat keine Ahnung, dachte er. Natürlich. Wenn ſie es ahnte, tränke ſie wohl nicht hier heroben mit mir Champagner. Oder vielleicht erſt recht . . .?

„Ich habe die Biſchof neulich als Medea

gesehen," sagte Irene. „Nur ihretwegen bin ich ins Theater gegangen. Seit der Premiere des Stückes von Gabriel im vorigen Winter hatte ich sie nicht auf der Bühne gesehen. Damals hat die Geschichte wohl angefangen?"

Ferdinand zuckte die Achseln, er wußte gar nichts. Und er stellte fest: „Sie ist eine große Künstlerin."

„Das ist wohl möglich," erwiderte Irene, „aber ich glaube nicht, daß sie darum das Recht hat..."

„Was für ein Recht?" fragte Ferdinand, während er die Gläser von neuem füllte.

„Das Recht, einen Menschen in den Tod zu treiben," schloß Irene und blickte ins Leere.

„Ja, mein Fräulein," sagte Ferdinand bedächtig, „wo hier einerseits das Recht, andererseits die Verantwortung anfängt, das läßt sich schwer entscheiden. Und wenn man die näheren Umstände nicht kennt, wie kann man da ... Jedenfalls gehört Fräulein Bischof zu den Wesen, die, wie soll ich nur sagen, mit den Elementargeistern verwandter sind als wir anderen Menschen, und man darf an solche Geschöpfe wahrscheinlich nicht das gleiche Maß legen wie an unsereinen."

Irene hatte ihren kleinen altmodischen Elfenbeinfächer auf den Tisch gelegt, nahm ihn nun wieder

auf und führte ihn an Wange und Stirn, wie zur Kühlung. Dann trank ſie ihr Glas auf einen Zug aus und ſagte: „Daß ſie ihm nicht treu geblieben iſt — nun, das iſt ja vielleicht zu verſtehen. Aber warum iſt ſie nicht aufrichtig zu ihm geweſen? Warum hat ſie ihm nicht geſagt: Es iſt aus. Ich liebe einen andern, laß uns ſcheiden. Es hätte ihm gewiß ſehr weh getan, aber in den Tod getrieben hätt' es ihn nicht."

„Wer weiß," ſagte Ferdinand langſam.

„Gewiß nicht," wiederholte Irene hart. „Nur der Ekel war es, der ihn dahin gejagt hat. Der Ekel. Daß er denken mußte: dieſelben Worte, die ich heute gehört, dieſelben Zärtlichkeiten, die ich heute empfangen. . . ." Ein Zucken ging durch ihren Körper, ihr Blick ſchweifte über die Brüſtung in den Saal hinaus, und ſie ſchwieg.

Ferdinand ſah ſie an und begriff nicht, daß ſich irgend ein Menſch auf Erden Wilhelminens wegen umbringen konnte, der von dieſem Mädchen geliebt war. Er zweifelte in dieſem Moment auch ſtärker als je, daß Gabriel jemals Talent gehabt hätte. Freilich konnte er ſich des Stückes nur dunkel entſinnen, in dem Wilhelmine voriges Jahr die Hauptrolle geſpielt hatte und nach deſſen Mißerfolg ſie, wie zur Entſchädigung, Ga-

briels Geliebte geworden war. Sehr leiſe ſagte Irene jetzt, mit abgewandtem Blick: „Sie haben alſo in den letzten Jahren nicht mit ihm verkehrt?“

„Wenig,“ erwiderte Ferdinand. „Erſt im letzten Herbſt ſind wir wieder einige Male zuſammengekommen. Ich bin ihm zufällig einmal auf dem Ring begegnet. Er war gerade in Geſellſchaft der Biſchof, und wir haben dann alle drei im Volksgarten miteinander ſoupiert. Es war ein ſehr gemütlicher Abend. Man konnte noch im Freien ſitzen, obwohl es ſchon Ende Oktober war. Dann ſind wir noch ein paarmal zuſammengeweſen nach dieſem Abend — ein- oder zweimal ſogar oben bei Fräulein Biſchof. Ja, es hatte gewiſſermaßen den Anſchein, als wenn man einander wiedergefunden hätte, nach langer Zeit. Aber es wurde nichts daraus.“ Ferdinand ſah an Irene vorbei und lächelte.

„Nun will ich Ihnen was erzählen,“ ſagte Irene. „Ich hatte die Abſicht, Fräulein Biſchof zu beſuchen.“

„Wie?“ rief Ferdinand und betrachtete Irenens Stirn, die ſehr weiß war und höher, als Mädchenſtirnen zu ſein pflegen.

Die Quadrille war zu Ende und die Muſik

ſchwieg. Lärmend von unten drang das Gewirr der Stimmen. Einige gleichgültige Worte, als hätten ſie die Kraft, ſich von den anderen loszulöſen, drangen deutlicher herauf.

„Ich war ſogar feſt entſchloſſen," ſagte Irene, während ſie den elfenbeinernen Fächer auf- und zuklappte. „Aber — denken Sie, wie kindiſch, im letzten Moment verſagte mir immer der Mut."

„Warum wollten Sie ſie denn beſuchen?" fragte Ferdinand.

„Warum? Das iſt doch ſehr einfach. Ich wollte ſie eben von Angeſicht zu Angeſicht ſehen, ihre Stimme hören, wollte wiſſen, wie ſie im gewöhnlichen Leben ſpricht und ſich bewegt, ſie um allerlei alltägliche Dinge fragen. Begreifen Sie denn das nicht?" fügte ſie plötzlich heftig hinzu, lachte kurz, trank einen Schluck aus ihrem Glaſe und redete weiter. „Es intereſſiert einen doch, wie dieſe Frauen eigentlich ſind, dieſe geheimnisvollen, die man mit anderem Maße meſſen muß, wie Sie behaupten, die, für die gute Menſchen ſich umbringen und die drei Tage ſpäter wieder auf der Bühne ſtehen, ſo herrlich und ſo groß, als hätte ſich nichts auf der Welt verändert."

Zwei Herren gingen vorüber, blieben ſtehen, wandten ſich um und ſtarrten Irene an.

liches iſt, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Sehen Sie; ohne weiteres könnte ich mich hier herunterſtürzen — oder auch von einem Turm. Wie nichts erſcheint mir das. Ein Spaß. Und wie gut bekannt wir zwei miteinander geworden ſind! Aber das verdanken Sie nur Gabriel."

„Ich habe mir nie eingebildet, . . ." ſagte Ferdinand verbindlich lächelnd und merkte, daß er ein wenig Herzklopfen hatte.

Irenens Augen waren nicht mehr luſtig, ſie waren groß, ſchwarz und ernſt. „Und wiſſen Sie, wie ich mir das dachte," ſagte ſie, ohne auf ihn zu hören. „Ich wollte mich als angehende Künſtlerin vorſtellen oder einfach als glühende Verehrerin. Schon lange ſehne ich mich . . . ſchon lange ſchmachte ich danach . . . in der Art wollte ich beginnen. Sie ſind doch alle ſehr eitel, dieſe Frauen, nicht?

„Das gehört zum Beruf," erwiderte Ferdinand.

„Ah, ich hätte ihr ſo geſchmeichelt, daß ſie ganz entzückt geweſen wäre und mich gewiß aufgefordert hätte, wiederzukommen . . . Und ich wär' auch wiedergekommen, öfters ſogar, ganz intim wären wir geworden, Freundinnen geradezu; bis ich ihr eines Tages . . . — ja — bis ich ihr's ins Geſicht geſchrieen hätte, in irgendeiner Stunde:

Ferdinand war ärgerlich und entschlossen, wenn diese Ungezogenheit nur eine Sekunde länger andauerte, aufzustehen und die beiden Herren zur Rede zu stellen. Und er sah sich schon Karten wechseln, Zeugen empfangen, im Morgengrauen durch den Prater fahren, durch die Brust getroffen auf die feuchte Erde sinken und endlich Wilhelminen mit irgend einem Komödianten an seinem Grabe stehen. Aber noch vor Ablauf der Sekunde, die er den Herren Frist gegönnt hatte, starrten sie nicht mehr und spazierten weiter. Und Ferdinand hörte wieder Irenens Stimme: „Jetzt hätte ich Mut," sagte sie mit einem seltsamen, wie verzweifelten Lächeln.

„Wozu Mut?" fragte Ferdinand.

„Mut, das Fräulein Bischof zu besuchen."

„Das Fräulein Bischof zu besuchen ... jetzt —?"

„Ja, gerade jetzt. Was denken Sie dazu?" Und sie wiegte die Schultern im Takte der Musik. „Oder sollen wir Walzer tanzen?"

„Immerhin liegt es näher," meinte Ferdinand.

„Ist es nicht sonderbar," sagte Irene mit lustigen Augen. „Was hat sich denn geändert, seitdem wir hier in der Loge sitzen und Champagner trinken? Nichts. Nicht das geringste. Und plötzlich kommt einem vor, daß der Tod gar nicht so Schreck-

liches iſt, als man ſich gewöhnlich vorſtellt. Sehen Sie; ohne weiteres könnte ich mich hier herunterſtürzen — oder auch von einem Turm. Wie nichts erſcheint mir das. Ein Spaß. Und wie gut bekannt wir zwei miteinander geworden ſind! Aber das verdanken Sie nur Gabriel."

„Ich habe mir nie eingebildet, . . ." ſagte Ferdinand verbindlich lächelnd und merkte, daß er ein wenig Herzklopfen hatte.

Irenens Augen waren nicht mehr luſtig, ſie waren groß, ſchwarz und ernſt. „Und wiſſen Sie, wie ich mir das dachte," ſagte ſie, ohne auf ihn zu hören. „Ich wollte mich als angehende Künſtlerin vorſtellen oder einfach als glühende Verehrerin. Schon lange ſehne ich mich . . . ſchon lange ſchmachte ich danach . . . in der Art wollte ich beginnen. Sie ſind doch alle ſehr eitel, dieſe Frauen, nicht?

„Das gehört zum Beruf," erwiderte Ferdinand.

„Ah, ich hätte ihr ſo geſchmeichelt, daß ſie ganz entzückt geweſen wäre und mich gewiß aufgefordert hätte, wiederzukommen . . . Und ich wär' auch wiedergekommen, öfters ſogar, ganz intim wären wir geworden, Freundinnen geradezu; bis ich ihr eines Tages . . . — ja — bis ich ihr's ins Geſicht geſchrieen hätte, in irgendeiner Stunde:

„Wissen Sie auch, was Sie getan haben ... Wissen Sie, was Sie sind? Eine Mörderin! Ja, das sind Sie, Fräulein Bischof.“

Ferdinand betrachtete sie mit Staunen und dachte wieder: Was für ein Narr dieser Gabriel gewesen ist.

Die Quadrille war aus, unten summte und rauschte es, und alles kam von ferner als vorher. Zwei Paare spazierten vorbei, setzten sich gar nicht weit zu einem der Tische an der Wand, unterhielten sich und lachten ganz laut. Dann fing die Musik wieder an; es klang und schwoll durch den Raum.

„Und wenn ich jetzt zu ihr hinginge?“ sagte Irene.

„Jetzt?“

„Was denken Sie, empfinge sie mich?“

„Es wäre eine sonderbare Stunde,“ sagte Ferdinand lächelnd.

„Ach, es kann noch lange nicht Mitternacht sein, und sie hat ja heute gespielt.“

„Sie wissen das?“

„Was ist daran verwunderlich, steht es nicht in der Zeitung? Sie wird eben erst nach Hause gekommen sein. Wäre es nicht die einfachste Sache von der Welt? Man läßt sich melden, erzählt

irgendeine Geſchichte oder ganz einfach die Wahrheit. Ja. Ich komme geradewegs von einem Ball, meine Sehnſucht, Sie kennen zu lernen, war unüberwindlich, nur einmal wollt' ich die göttliche Hand küſſen . . . und ſo weiter. — Indeſſen wartet unten der Wagen, noch vor der großen Pauſe iſt man zurück. Kein Menſch hat es bemerkt."

„Wenn Sie dazu bereit ſind, Fräulein," ſagte Ferdinand, „ſo erlauben Sie mir wohl, Sie zu begleiten."

Irene ſah ihn an. Der Ausdruck ſeiner Mienen war entſchloſſen und erregt. „Sie glauben doch nicht, daß ich wirklich . . ."

„Aber von einem Turm zu ſpringen, Fräulein, dazu hätten Sie Mut genug? . . ."

Irene ſchaute ihm ins Auge und plötzlich ſtand ſie auf. „Dann aber gleich," ſagte ſie, und über ihre Stirn lief ein dunkler Schatten.

Ferdinand rief den Kellner, bezahlte, reichte Irene den Arm und führte ſie über die zwei Treppen hinab in die Vorhalle. Dort half er ihr in den hellgrauen Mantel, ſie ſchlug den Pelzkragen in die Höhe und nahm ein Spitzentuch über den Kopf. Ohne ein Wort miteinander zu reden, traten beide unter das Tor in die Einfahrt. Ein

Wagen fuhr herbei, und lautlos über die beſchneite Straße rollten ſie ihrem Ziele zu
Ferdinand ſah Irene zuweilen von der Seite an. Sie ſaß regungslos, und aus ihrem verhüllten Geſicht ſtarrten die Augen ins Dunkle. Als nach wenigen Minuten der Wagen vor dem Hauſe auf dem Parkring ſtehen blieb, wartete Irene, bis Ferdinand geklingelt hatte und das Tor geöffnet war. Dann erſt ſtieg ſie aus und beide gingen langſam die Treppen hinauf. Ferdinand fühlte ſich wie aus einem Traum erwachen, als das wohlbekannte Kammermädchen vor ihm ſtand und ihn und ſeine Begleiterin verwundert betrachtete.
„Bitte, fragen Sie das Fräulein," ſagte Ferdinand, „ob ſie die Güte haben möchte, uns zu empfangen."
Das Mädchen lächelte dumm und führte das Paar in den Salon. Die Flammen des Deckenlüſters ſtrahlten auf, und Ferdinand ſah Irene und ſich ſelbſt wie zwei fremde Menſchen in dem venezianiſchen Spiegel ſchweben, der ſchiefgeneigt über dem ſchwarzen, glänzenden Flügel hing. Plötzlich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf. Wie, wenn Irene ſich nur darum hieher hätte führen laſſen, um Wilhelmine zu ermorden? Der Einfall ſchwand ſo ſchnell, als er gekommen war;

aber jedenfalls erſchien ihm das junge Mädchen, wie es neben ihm ſtand und ihm das Spitzentuch langſam vom Kopf herabglitt, völlig verändert, ja, wie irgendein fremdes Weſen, deſſen Stimme er noch nicht einmal kannte.

Eine Tür öffnete ſich, und Wilhelmine trat ein in einem glatten ſamtnen Hauskleid, das den Hals frei ließ. Sie reichte Ferdinand die Hand und betrachtete ihn und das Fräulein mit Blicken, die eher Heiterkeit als Verwunderung ausdrückten. Ferdinand verſuchte den Anlaß des nächtlichen Beſuches mit ſcherzhaften Worten zu erklären. Er berichtete, wie ſeine Begleiterin während des Tanzes von nichts anderem geſprochen als von ihrer Bewunderung für Fräulein Biſchof, und wie er ſich in einer Art von Faſchingslaune erbötig gemacht hatte, das Fräulein zu nachtſchlafender Stunde in das Haus der Wunderbaren zu geleiten — auf die Gefahr hin, daß ſie beide gleich wieder die Treppe hinunterbefördert würden.

„Was fällt Ihnen ein," erwiderte Wilhelmine, „im Gegenteil, ich bin entzückt," und ſie reichte Irene die Hand. „Nur muß ich die Herrſchaften bitten, mir beim Abendeſſen Geſellſchaft zu leiſten, ich komme nämlich eben aus dem Theater." Man

begab ſich in den Nebenraum, wo unter einer grünlichen Kriſtallglocke drei matte Glühlampen einen nur zur Hälfte gedeckten Tiſch beleuchteten Während Ferdinand ſeinen Pelz ablegte und ihn auf den Diwan warf, nahm Wilhelmine Irenen den Mantel ſelbſt von den Schultern und hing ihn über eine Stuhllehne. Hierauf nahm ſie Gläſer aus der Kredenz, füllte ſie mit weißem Wein, ſtellte ſie vor Ferdinand und Irene hin, dann erſt ſetzte ſie ſich nieder, nahm ſich ruhig ein Stück kaltes Fleiſch auf den Teller, zerſchnitt es, ſagte „Erlauben Sie“ und begann zu eſſen. Von Zeit zu Zeit warf ſie einen gutmütigen, wie von fern lächelnden Blick auf Irene und Ferdinand.

Sie findet es natürlich ſelbſtverſtändlich, dachte Ferdinand ein wenig enttäuſcht. Und wenn ich mit der Kaiſerin von China gekommen wäre und ihr jetzt meine Ernennung zum Mandarin mitteilte, es käme ihr auch nicht ſonderbar vor. Schade eigentlich. „Denn Frauen, die niemals ſtaunen, gehören niemandem ganz . . .“ Es war ein Wort von Treuenhof, das ihm ziemlich ungenau durch den Kopf ging.

„War es luſtig auf dem Ball?“ fragte Wilhelmine. Ferdinand berichtete, daß der Saal überfüllt wäre, meiſt von häßlichen Menſchen und

auch mit der Muſik wär' es nicht zum Beſten beſtellt. Er redete ſo hin. Wilhelmine blickte ihm wohlgelaunt ins Geſicht und wandte ſich an Irene mit der Frage, ob ihr Begleiter ein flotter Tänzer wäre.

Irene nickte und lächelte. Ihr „Ja" war beinahe unhörbar.

„Sie haben heute „Feodora" geſpielt, Fräulein?" fragte Ferdinand, um das Geſpräch nicht ſtocken zu laſſen. „War es gut beſucht?"

„Ausverkauft," erwiderte Wilhelmine.

Irene ſprach: „Als Feodora habe ich Sie leider noch nicht geſehen, Fräulein Biſchof. Aber neulich als Medea. Es war herrlich."

„Heißen Dank," entgegnete Wilhelmine.

Irene äußerte noch einige Worte der Bewunderung, dann fragte ſie Wilhelmine nach ihren Lieblingsrollen und ſchien ihren Antworten mit Anteilnahme zu lauſchen; endlich kam es zu einem oberflächlich wirren Geſpräch darüber, wer der größere Schauſpieler ſei, der in der darzuſtellenden Geſtalt ſich völlig verliere oder der über ſeiner Rolle ſtehe. Hier erwähnte Ferdinand, daß er mit einem jungen Komiker bekannt geweſen ſei, der ihm ſelbſt erzählt hatte, wie er eine gewiſſe höchſt luſtige Rolle gerade am Begräbnis-

tage ſeines Vaters wirkungsvoller geſpielt hätte als je.

„Sie haben ja nette Freunde," bemerkte hierauf Wilhelmine und ſteckte eine Orangenſchnitte in den Mund.

Wie iſt es nun eigentlich? dachte Ferdinand. Hat Fräulein Irene vergeſſen, daß ſie Wilhelmine ins Geſicht eine Mörderin heißen wollte. . .? Und weiß Wilhelmine überhaupt noch, daß ich ihr Geliebter bin, ich, der mit einer fremden jungen Dame ihr mitten in der Nacht einen Beſuch abſtattet. . .?

„Sie haben ein ſo reges Intereſſe fürs Theater, Fräulein," bemerkte Wilhelmine, „ſollten Sie vielleicht einmal daran gedacht haben, ſelbſt dieſe Karriere einzuſchlagen?"

Irene ſchüttelte den Kopf. „Ich habe leider kein Talent."

„Nun, danken Sie Gott," ſagte Wilhelmine, „es iſt ein Sumpf."

Und jetzt, während ſie begann, von den Niederträchtigkeiten zu erzählen, die man als Künſtlerin von allen Seiten zu erdulden habe, ſah Ferdinand, wie Irene, gleichſam gebannt, zu einer Tür hinſchaute, die angelehnt war und durch deren Spalt es bläulich hereinſchimmerte. Und er be-

merkte, wie Irenens Antlitz, das bisher regungslos gewesen war, unter seiner Blässe sich leise zu bewegen, wie die schweigenden Lippen seltsam zu zucken begannen. Und ihm war, als gewahrte er in ihren weit geöffneten Augen eine frevelhafte Lust, in das bläuliche Zimmer einzudringen und ihr Gesicht in den Polster zu graben, auf dem Gabriels Haupt einmal geruht hatte. Dann fiel ihm ein, daß ein längeres Ausbleiben Irenens, wenn es schon bis jetzt unbemerkt geblieben sein mochte, immerhin von unangenehmen Folgen für sie und vielleicht auch für ihn begleitet sein könnte; und er rückte seinen Sessel.

Irene wandte sich ihm zu wie aus einem Traum erwachend. Noch war ein Nachklang von Wilhelminens letzten Worten in der Luft, die keiner gehört hatte.

„Es ist wohl Zeit, daß wir gehen," sagte Irene und erhob sich.

„Ich bedaure sehr," erwiderte Wilhelmine, „daß ich nicht länger das Vergnügen habe."

Irene betrachtete sie mit einem ruhig prüfenden Blick.

„Nun, mein Kind?" fragte Wilhelmine.

„Es ist sonderbar," sagte Irene, „wie Sie mich an ein Bild erinnern, Fräulein, das bei uns zu

Hauſe hängt. Es ſtellt eine kroatiſche oder ſlowakiſche Bäuerin vor, die auf einer beſchneiten Landſtraße vor einem Heiligenbild betet."

Wilhelmine nickte gedankenvoll, als erinnerte ſie ſich ganz deutlich des Wintertages, an dem ſie irgendwo in Kroatien vor jenem Heiligenbild im Schnee gekniet war. Dann ließ ſie es ſich nicht nehmen, Irenen ſelbſt den Mantel um die Schultern zu legen, und begleitete ihre Gäſte ins Vorzimmer. „Nun tanzen Sie luſtig weiter," ſagte ſie. „Das heißt, wenn Sie wirklich auf den Ball zurückfahren."

Irene wurde totenblaß, aber ſie lächelte.

„Man muß ſich vor ihm hüten," fügte Wilhelmine hinzu und warf einen Blick auf Ferdinand, den erſten, in dem irgend etwas wie die Erinnerung an die vergangene Nacht lag.

Ferdinand erwiderte nichts und fühlte nur, wie Irene ihn und Wilhelmine mit einem und demſelben dunklen Blick umfaßte.

Das Stubenmädchen erſchien, Wilhelmine reichte nochmals ihren Gäſten die Hand, ſprach die Hoffnung aus, das junge Mädchen bald wieder bei ſich zu ſehen, und lächelte Ferdinand an, als hätte ſie ein verabredetes Spiel gegen ihn gewonnen.

Von dem Stubenmädchen mit der Kerze geleitet,

ſchweigend, ſchritten Ferdinand und Irene die Treppe hinunter. Bald ſchloß ſich das Haustor hinter ihnen. Der Kutſcher öffnete den Schlag, Irene ſtieg ein, Ferdinand ſetzte ſich an ihre Seite. Die Pferde trabten durch den ſtillen Schnee. Von einer Straßenlaterne fiel plötzlich ein Strahl auf Irenens Antlitz. Ferdinand ſah, wie ſie ihn anſtarrte und die Lippen halb öffnete.

„Alſo Sie," ſagte ſie leiſe. Und es war ihm, als bebte Staunen, Grauen, Haß in ihrer Stimme. Sie waren im Dunkeln. Wenn ſie einen Dolch bei ſich hätte, dachte Ferdinand, ob ſie ihn mir ins Herz ſtieße . . .? Wie man's auch nimmt, dazu käm ich recht unſchuldig. War ich nicht vielmehr ein Prinzip, als . . . Und er überlegte, ob er nicht verſuchen ſollte, ihr die Sache zu erklären. Nicht etwa, um ſich zu rechtfertigen, ſondern eher, weil dieſes kluge, edle Geſchöpf es wohl verdiente, in die tieferen Zuſammenhänge der ganzen Geſchichte eingeweiht zu werden.

Plötzlich fühlte er ſich umklammert und auf ſeinen Lippen die Irenens, wild, heiß und ſüß. Es war ein Kuß, wie er noch niemals einen gefühlt zu haben glaubte, ſo duftend und ſo geheimnisvoll; und er wollte nicht enden. Erſt als der Wagen ſtehen blieb, löſte ſich Mund von Mund.

Ferdinand verließ den Wagen und war Irenen beim Aussteigen behilflich.

„Sie werden mir nicht folgen," sagte sie hart und war auch schon in der Halle verschwunden. Ferdinand blieb draußen stehen. Er dachte keinen Augenblick daran, ihren Befehl zu mißachten. Er fühlte ganz deutlich und mit plötzlichem Schmerz, daß es vorbei war und daß diesem Kuß nichts folgen konnte. —

Drei Tage später berichtete er sein Abenteuer Anastasius Treuenhof, dem man nichts zu verschweigen brauchte, da Diskretion ihm gegenüber geradeso kindisch gewesen wäre wie vor dem lieben Gott.

„Es ist schade," sagte Anastasius nach kurzem Besinnen, „daß sie nicht Ihre Geliebte geworden ist. Euer Kind hätte mich interessiert. Kinder der Liebe haben wir genug, Kinder der Gleichgültigkeit allzuviel, an Kindern des Hasses herrscht ein fühlbarer Mangel. Und es ist nicht unmöglich, daß uns gerade von ihnen das Heil kommen wird."

„Sie glauben also," fragte Ferdinand. . . .

„Nun was denn bilden Sie sich ein?" entgegnete Anastasius streng.

Ferdinand senkte das Haupt und schwieg.

Im übrigen hatte er sein Schlafwagenbillett nach

Trieſt in der Taſche, von dort ging es dann weiter nach Alexandrien, Kairo, Aſſuan. . . . Seit drei Tagen begriff er auch, daß Menſchen aus hoffnungsloſer Liebe ſterben können . . . andere natürlich . . . andere.

Das Tagebuch der Rebegonda

Gestern nachts, als ich mich auf dem Heimweg für eine Weile im Stadtpark auf einer Bank niedergelassen hatte, sah ich plötzlich in der anderen Ecke einen Herrn lehnen, von dessen Gegenwart ich vorher nicht das geringste bemerkt hatte. Da zu dieser späten Stunde an leeren Bänken im Park durchaus kein Mangel war, kam mir das Erscheinen dieses nächtlichen Nachbars etwas verdächtig vor und eben machte ich Anstalten, mich zu entfernen, als der fremde Herr, der einen langen grauen Überzieher und gelbe Handschuhe trug, den Hut lüftete, mich beim Namen nannte und mir einen guten Abend wünschte. Nun erkannte ich ihn, recht angenehm überrascht. Es war Dr. Gottfried Wehwald, ein junger Mann von guten Manieren, ja sogar von einer gewissen Vornehmheit des Auftretens, die zumindest ihm selbst eine immerwährende stille Befriedigung zu gewähren schien. Vor etwa vier Jahren war er als Konzeptspraktikant aus der Wiener Statthalterei nach einer kleinen niederösterreichischen Landstadt versetzt worden, tauchte aber von Zeit zu Zeit wieder unter seinen Freunden im Kaffeehause auf, wo er stets mit jener gemäßigten Herzlichkeit begrüßt wurde, die seiner eleganten Zurückhaltung gegenüber geboten war. Daher fand ich

es auch angezeigt, obzwar ich ihn seit Weihnachten nicht gesehen hatte, keinerlei Befremden über Stunde und Ort unserer Begegnung zu äußern; liebenswürdig, aber anscheinend gleichgültig erwiderte ich seinen Gruß und schickte mich eben an, mit ihm ein Gespräch zu eröffnen, wie es sich für Männer von Welt geziemt, die am Ende auch ein zufälliges Wiedersehen in Australien nicht aus der Fassung bringen dürfte, als er mit einer abwehrenden Handbewegung kurz bemerkte: „Verzeihen Sie, werter Freund, aber meine Zeit ist gemessen und ich habe mich nur zu dem Zwecke hier eingefunden, um Ihnen eine etwas sonderbare Geschichte zu erzählen, vorausgesetzt natürlich, daß Sie geneigt sein sollten, sie anzuhören."

Nicht ohne Verwunderung über diese Anrede erklärte ich mich trotzdem sofort dazu bereit, konnte aber nicht umhin, meinem Befremden Ausdruck zu verleihen, daß Dr. Wehwald mich nicht im Kaffeehause aufgesucht habe, ferner wieso es ihm gelungen war, mich nächtlicherweise hier im Stadtpark aufzufinden, und endlich, warum gerade ich zu der Ehre ausersehen sei, seine Geschichte anzuhören.

„Die Beantwortung der beiden ersten Fragen," erwiderte er mit ungewohnter Herbheit, „wird

ſich im Laufe meines Berichtes von ſelbſt ergeben. Daß aber meine Wahl gerade auf Sie fiel, werter Freund (er nannte mich nun einmal nicht anders), hat ſeinen Grund darin, daß Sie ſich meines Wiſſens auch ſchriftſtelleriſch betätigen und ich daher glaube, auf eine Veröffentlichung meiner merkwürdigen, aber ziemlich zwangloſen Mitteilungen in leidlicher Form rechnen zu dürfen."

Ich wehrte beſcheiden ab, worauf Dr. Wehwald mit einem ſonderbaren Zucken um die Naſenflügel ohne weitere Einleitung begann: „Die Heldin meiner Geſchichte heißt Redegonda. Sie war die Gattin eines Rittmeiſters, Baron T. vom Dragonerregiment X., das in unſerer kleinen Stadt Z. garniſonierte." (Er nannte tatſächlich nur dieſe Anfangsbuchſtaben, obwohl mir nicht nur der Name der kleinen Stadt, ſondern aus Gründen, die bald erſichtlich ſein werden, auch der Name des Rittmeiſters und die Nummer des Regiments keine Geheimniſſe bedeuteten.) „Redegonda," fuhr Dr. Wehwald fort, „war eine Dame von außerordentlicher Schönheit und ich verliebte mich in ſie, wie man zu ſagen pflegt, auf den erſten Blick. Leider war mir jede Gelegenheit verſagt, ihre perſönliche Bekanntſchaft zu

machen, da die Offiziere mit der Zivilbevölkerung beinahe gar keinen Verkehr pflegten und an dieser Exklusivität selbst gegenüber uns Herren von der politischen Behörde in fast verletzender Weise festhielten. So sah ich Rodegonda immer nur von weitem; sah sie allein oder an der Seite ihres Gemahls, nicht selten in Gesellschaft anderer Offiziere und Offiziersdamen, durch die Straßen spazieren, erblickte sie manchmal an einem Fenster ihrer auf dem Hauptplatze gelegenen Wohnung, oder sah sie abends in einem holpernden Wagen nach dem kleinen Theater fahren, wo ich dann das Glück hatte, sie vom Parkett aus in ihrer Loge zu beobachten, die von den jungen Offizieren in den Zwischenakten gerne besucht wurde. Zuweilen war mir, als geruhe sie mich zu bemerken. Aber ihr Blick streifte immer nur so flüchtig über mich hin, daß ich daraus keine weiteren Schlüsse ziehen konnte. Schon hatte ich alle Hoffnung aufgegeben, ihr jemals meine Anbetung zu Füßen legen zu dürfen, als sie mir an einem wundervollen Herbstvormittag in dem kleinen parkartigen Wäldchen, das sich vom östlichen Stadttor aus weit ins Land hinaus erstreckte, vollkommen unerwartet entgegenkam. Mit einem unmerklichen Lächeln ging sie an mir vorüber, vielleicht ohne mich überhaupt zu gewahren,

und war bald wieder hinter dem gelblichen Laub verſchwunden. Ich hatte ſie an mir vorübergehen laſſen, ohne nur die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß ich ſie hätte grüßen oder gar das Wort an ſie richten können; und auch jetzt, da ſie mir entſchwunden war, dachte ich nicht daran, die Unterlaſſung eines Verſuchs zu bereuen, dem keinesfalls ein Erfolg hätte beſchieden ſein können. Aber nun geſchah etwas Sonderbares: ich fühlte mich nämlich plötzlich gezwungen, mir vorzuſtellen, was daraus geworden wäre, wenn ich den Mut gefunden hätte, ihr in den Weg zu treten und ſie anzureden. Und meine Phantaſie ſpiegelte mir vor, daß Redegonda, fern davon mich abzuweiſen, ihre Befriedigung über meine Kühnheit keineswegs zu verbergen ſuchte, es im Laufe eines lebhaften Geſpräches an Klagen über die Leere ihres Daſeins, die Minderwertigkeit ihres Verkehrs nicht fehlen ließ und endlich ihrer Freude Ausdruck gab, in mir eine verſtändnisvolle, mitfühlende Seele gefunden zu haben. Und ſo verheißungsvoll war der Blick, den ſie zum Abſchied auf mir ruhen ließ, daß mir, der ich all dies, auch den Abſchiedsblick nur in meiner Einbildung erlebt hatte, am Abend desſelben Tages, da ich ſie in ihrer Loge wiederſah, nicht anders zumute war, als

ſchwebe ein köſtliches Geheimnis zwiſchen uns beiden. Sie werden ſich nicht wundern, werter Freund, daß ich, der nun einmal von der Kraft ſeiner Einbildung eine ſo außerordentliche Probe bekommen hatte, jener erſten Begegnung auf die gleiche Art bald weitere folgen ließ, und daß ſich unſere Unterhaltungen von Wiederſehen zu Wiederſehen freundſchaftlicher, vertrauter, ja inniger geſtalteten, bis eines ſchönen Tags unter entblätterten Äſten die angebetete Frau in meine ſehnſüchtigen Arme ſank. Nun ließ ich meinen beglückenden Wahn immer weiter ſpielen, und ſo dauerte es nicht mehr lange, bis Redegonda mich in meiner kleinen, am Ende der Stadt gelegenen Wohnung beſuchte und mir Seligkeiten beſchieden waren, wie ſie mir die armſelige Wirklichkeit nie ſo berauſchend zu bieten vermocht hätte. Auch an Gefahren fehlte es nicht, unſer Abenteuer zu würzen. So geſchah es einmal im Laufe des Winters, daß der Rittmeiſter an uns vorbeiſprengte, als wir auf der Landſtraße im Schlitten pelzverhüllt in die Nacht hineinfuhren; und ſchon damals ſtieg ahnungsvoll in meinen Sinnen auf, was ſich bald in ganzer Schickſalsſchwere erfüllen ſollte. In den erſten Frühlingstagen erfuhr man in der Stadt, daß das Dragonerregiment, dem Redegondas

Gatte angehörte, nach Galizien verſetzt werden ſollte. Meine, nein, unſere Verzweiflung war grenzenlos. Nichts blieb unbeſprochen, was unter ſolchen außergewöhnlichen Umſtänden zwiſchen Liebenden erwogen zu werden pflegt: gemeinſame Flucht, gemeinſamer Tod, ſchmerzliches Fügen ins Unvermeidliche. Doch der letzte Abend erſchien, ohne daß ein feſter Entſchluß gefaßt worden war. Ich erwartete Redegonda in meinem blumengeſchmückten Zimmer. Daß für alle Möglichkeiten vorgeſorgt ſei, war mein Koffer gepackt, mein Revolver ſchußbereit, meine Abſchiedsbriefe geſchrieben. Dies alles, mein werter Freund, iſt die Wahrheit. Denn ſo völlig war ich unter die Herrſchaft meines Wahns geraten, daß ich das Erſcheinen der Geliebten an dieſem Abend, dem letzten vor dem Abmarſch des Regiments, nicht nur für möglich hielt, ſondern daß ich es geradezu erwartete. Nicht wie ſonſt gelang es mir, ihr Schattenbild herbeizulocken, die Himmliſche in meine Arme zu träumen; nein, mir war, als hielte etwas Unberechenbares, vielleicht Furchtbares, ſie daheim zurück; hundertmal ging ich zur Wohnungstüre, horchte auf die Treppe hinaus, blickte aus dem Fenſter, Redegondas Nahen ſchon auf der Straße zu erſpähen; ja, in meiner Ungeduld war ich nahe

daran, davonzuſtürzen, Redegonda zu ſuchen, ſie mir zu holen, trotzig mit dem Recht des Liebenden und Geliebten ſie dem Gatten abzufordern, — bis ich endlich, wie von Fieber geſchüttelt, auf meinen Diwan niederſank. Da plötzlich, es war nahe an Mitternacht, tönte draußen die Klingel. Nun aber fühlte ich mein Herz ſtilleſtehen. Denn daß die Klingel tönte, verſtehen Sie mich wohl, war keine Einbildung mehr. Sie tönte ein zweites und ein drittes Mal und erweckte mich ſchrill und unwiderſprechlich zum völligen Bewußtſein der Wirklichkeit. Aber in demſelben Augenblick, da ich erkannte, daß mein Abenteuer bis zu dieſem Abend nur eine ſeltſame Reihe von Träumen bedeutet hatte, fühlte ich die kühnſte Hoffnung in mir erwachen: daß Redegonda, durch die Macht meiner Wünſche in den Tiefen ihrer Seele ergriffen, in eigener Geſtalt herbeigelockt, herbeigezwungen, draußen vor meiner Schwelle ſtünde, daß ich ſie in der nächſten Minute leibhaftig in den Armen halten würde. In dieſer köſtlichen Erwartung ging ich zur Türe und öffnete. Aber es war nicht Redegonda, die vor mir ſtand, es war Redegondas Gatte; er ſelbſt, ſo wahrhaft und lebendig wie Sie hier mir gegenüber auf dieſer Bank ſitzen, und blickte mir ſtarr ins Geſicht. Mir blieb na-

türlich nichts übrig, als ihn in mein Zimmer treten zu lassen, wo ich ihn einlud, Platz zu nehmen. Er aber blieb aufrecht stehen und mit unsäglichem Hohn um die Lippen sprach er: „Sie erwarten Redegonda. Leider ist sie am Erscheinen verhindert. Sie ist nämlich tot.“ „Tot,“ wiederholte ich, und die Welt stand still. Der Rittmeister sprach unbeirrt weiter: „Vor einer Stunde fand ich sie an ihrem Schreibtisch sitzend, dies kleine Buch vor sich, das ich der Einfachheit halber gleich mitgebracht habe. Wahrscheinlich war es der Schreck, der sie tötete, als ich so unvermutet in ihr Zimmer trat. Hier diese Zeilen sind die letzten, die sie niederschrieb. Bitte!“ Er reichte mir ein offenes, in violettes Leder gebundenes Büchlein und ich las die folgenden Worte: „Nun verlasse ich mein Heim auf immer, der Geliebte wartet.“ Ich nickte nur, gleichsam zur Bestätigung. „Sie werden erraten haben,“ fuhr der Rittmeister fort, „daß es Redegondas Tagebuch ist, das Sie in der Hand haben. Vielleicht haben Sie die Güte, es durchzublättern, um jeden Versuch der Leugnens als aussichtslos zu unterlassen.“ Ich blätterte, nein, ich las. Beinahe eine Stunde las ich, an den Schreibtisch gelehnt, während der Rittmeister regungslos auf dem Diwan saß; las

die ganze Geſchichte unſerer Liebe, die holde, wunderſame Geſchichte, — in all ihren Einzelheiten; von dem Herbſtmorgen an, da ich im Wald zum erſtenmal das Wort an Redegonda gerichtet hatte, las von unſerem erſten Kuß, von unſeren Spaziergängen, unſeren Fahrten ins Land hinein, unſeren Wonneſtunden in meinem blumengeſchmückten Zimmer, von unſeren Flucht- und Todesplänen, unſerem Glück und unſerer Verzweiflung. Alles ſtand in dieſen Blättern aufgezeichnet, alles — was ich niemals in Wirklichkeit, — und doch alles genau ſo wie ich es in meiner Einbildung erlebt hatte. Und ich fand das durchaus nicht ſo unerklärlich wie Sie es, werter Freund, in dieſem Augenblick offenbar zu finden ſcheinen. Denn ich ahnte mit einemmal, daß Redegonda mich ebenſo geliebt hatte wie ich ſie, und daß ihr dadurch die geheimnisvolle Macht geworden war, die Erlebniſſe meiner Phantaſie in der ihren alle mitzuleben. Und da ſie als Weib den Urgründen des Lebens, dort wo Wunſch und Erfüllung eines ſind, näher war als ich, war ſie wahrſcheinlich im tiefſten überzeugt geweſen, alles das, was nun in ihrem violetten Büchlein aufgezeichnet ſtand, wirklich durchlebt zu haben. Aber noch etwas anderes hielt ich für möglich: daß dieſes ganze Tagebuch nicht mehr

oder nicht weniger bedeutete, als eine auserlesene Rache, die sie an mir nahm, Rache für meine Unentschlossenheit, die meine, unsere Träume nicht hatte zur Wahrheit werden lassen; ja, daß ihr plötzlicher Tod das Werk ihres Willens und daß es ihre Absicht gewesen war, das verräterische Tagebuch dem betrogenen Gatten auf solche Weise in die Hände zu spielen. Aber ich hatte keine Zeit, mich mit der Lösung dieser Fragen lange aufzuhalten, für den Rittmeister konnte ja doch nur eine, die natürliche Erklärung gelten; so tat ich denn, was die Umstände verlangten, und stellte mich ihm mit den in solchen Fällen üblichen Worten zur Verfügung."

„Ohne den Versuch" —

„Zu leugnen?!" unterbrach mich Dr. Wehwald herb. „Oh! Selbst wenn ein solcher Versuch die leiseste Aussicht auf Erfolg geboten hätte, er wäre mir kläglich erschienen. Denn ich fühlte mich durchaus verantwortlich für alle Folgen eines Abenteuers, das ich hatte erleben wollen und das zu erleben ich nur zu feig gewesen. — ‚Mir liegt daran,' sprach der Rittmeister, ‚unsern Handel auszutragen, noch eh Redegondas Tod bekannt wird. Es ist ein Uhr früh, um drei Uhr wird die Zusammenkunft unserer Zeugen stattfinden,

um fünf ſoll die Sache erledigt ſein.' Wieder nickt' ich zum Zeichen des Einverſtändniſſes. Der Rittmeiſter entfernte ſich mit kühlem Gruß. Ich ordnete meine Papiere, verließ das Haus, holte zwei mir bekannte Herren von der Bezirkshauptmannſchaft aus den Betten — einer war ein Graf — teilte ihnen nicht mehr mit, als nötig war, um ſie zur raſchen Erledigung der Angelegenheit zu veranlaſſen, ſpazierte dann auf dem Hauptplatz gegenüber den dunklen Fenſtern auf und ab, hinter denen ich Redegondas Leichnam liegen wußte, und hatte das ſichre Gefühl, der Erfüllung meines Schickſals entgegenzugehen. Um fünf Uhr früh in dem kleinen Wäldchen ganz nahe der Stelle, wo ich Redegonda zum erſten Male hätte ſprechen können, ſtanden wir einander gegenüber, die Piſtole in der Hand, der Rittmeiſter und ich."

„Und Sie haben ihn getötet?"

„Nein. Meine Kugel fuhr hart an ſeiner Schläfe vorbei. Er aber traf mich mitten ins Herz. Ich war auf der Stelle tot, wie man zu ſagen pflegt."

„Oh!" rief ich ſtöhnend mit einem ratloſen Blick auf meinen ſonderbaren Nachbar. Aber dieſer Blick fand ihn nicht mehr. Denn Dr. Wehwald ſaß nicht mehr in der Ecke der Bank. Ja, ich habe Grund zu vermuten, daß er überhaupt nie-

mals dort geſeſſen hatte. Hingegen erinnerte ich mich ſofort, daß geſtern abends im Kaffeehaus viel von einem Duell die Rede geweſen, in dem unſer Freund, Dr. Wehwald, von einem Rittmeiſter namens Teuerheim erſchoſſen worden war. Der Umſtand, daß Frau Redegonda noch am ſelben Tage mit einem jungen Leutnant des Regiments ſpurlos verſchwunden war, gab der kleinen Geſellſchaft trotz der ernſten Stimmung, in der ſie ſich befand, zu einer Art von wehmütiger Heiterkeit Anlaß, und jemand ſprach die Vermutung aus, daß Dr. Wehwald, den wir immer als ein Muſter von Korrektheit, Diskretion und Vornehmheit gekannt hatten, ganz in ſeinem Stil, halb mit ſeinem halb gegen ſeinen Willen, für einen Anderen, Glücklicheren, den Tod hatte erleiden müſſen.

Was jedoch die Erſcheinung des Dr. Wehwald auf der Stadtparkbank anbelangt, ſo hätte ſie gewiß an eindrucksvoller Seltſamkeit erheblich gewonnen, wenn ſie ſich mir vor dem ritterlichen Ende des Urbilds gezeigt hätte. Und ich will nicht verhehlen, daß der Gedanke, durch dieſe ganz unbedeutende Verſchiebung die Wirkung meines Berichtes zu ſteigern, mir anfangs nicht ganz ferne gelegen war. Doch nach einiger Überlegung ſcheute

ich vor der Möglichkeit des Vorwurfs zurück, daß ich durch eine ſolche, den Tatſachen nicht ganz entſprechende Darſtellung der Myſtik, dem Spiritismus und anderen gefährlichen Dingen neue Beweiſe in die Hand geſpielt hätte, ſah Anfragen voraus, ob meine Erzählung wahr oder erfunden wäre, ja, ob ich Vorfälle ſolcher Art überhaupt für denkbar hielte — und hätte mich vor der peinlichen Wahl gefunden, je nach meiner Antwort als Okkultiſt oder als Schwindler erklärt zu werden. Darum habe ich am Ende vorgezogen, die Geſchichte meiner nächtlichen Begegnung ſo aufzuzeichnen, wie ſie ſich zugetragen, freilich auf die Gefahr hin, daß viele Leute trotzdem an ihrer Wahrheit zweifeln werden, — in jenem weithin verbreiteten Mißtrauen, das Dichtern nun einmal entgegengebracht zu werden pflegt, wenn auch mit weniger Grund als den meiſten anderen Menſchen.

Die dreifache Warnung

Im Duft des Morgens, umstrahlt von Himmelsbläue, wanderte ein Jüngling den winkenden Bergen zu und fühlte sein frohes Herz mit allen Pulsen der Welt in gleicher Welle schlagen. Unbedroht und frei trug ihn sein Weg viele Stunden lang über das offene Land, bis mit einem Male, an eines Waldes Eingang, rings um ihn, nah und fern zugleich, unbegreiflich, eine Stimme klang: „Geh nicht durch diesen Wald, Jüngling, es sei denn, du wolltest einen Mord begehen.“ Betroffen blieb der Jüngling stehen, blickte nach allen Seiten, und da nirgends ein lebendiges Wesen zu entdecken war, erkannte er, daß ein Geist zu ihm gesprochen hatte. Seine Kühnheit aber lehnte sich auf, so dunklem Zuruf gehorsam zu sein, und, den Gang nur wenig mäßigend, schritt er unbeirrt vorwärts; doch mit angespannten Sinnen, den unbekannten Feind rechtzeitig zu erspähen, den ihm jene Warnung verkündigen mochte. Niemand begegnete ihm, kein verdächtiges Geräusch ward vernehmbar, und unangefochten trat der Jüngling bald aus den schweren Schatten der Bäume ins Freie. Unter den letzten breiten Ästen ließ er zur Rast sich nieder und sandte den Blick über eine weite Wiese hin, den Bergen zu, aus denen schon mit strengem Umriß

ein ſtarrer Gipfel als letztes hohes Ziel ſich aufrichtete. Kaum aber hatte der Jüngling ſich wieder erhoben, als ſich zum zweitenmal die unbegreifliche Stimme vernehmen ließ, rings um ihn, zugleich nah und fern, doch beſchwörender als das erſtemal: „Geh nicht über dieſe Wieſe, Jüngling, es ſei denn, du wollteſt Verderben bringen über dein Vaterland.“ Auch dieſer neuen Warnung zu achten, verbot dem Jüngling ſein Stolz, ja er lächelte des leeren Wortſchwalls, der geheimnisvollen Sinnes ſich brüſten wollte, und eilte vorwärts, im Innern ungewiß, ob Ungeduld oder Unruhe ihm den Schritt beflügelte. Feuchte Abendnebel dunſteten in der Ebene, als er endlich der Felswand gegenüberſtand, die zu bezwingen er ſich vorgenommen. Doch kaum hatte er den Fuß auf das kahle Geſtein geſetzt, ſo tönte es, unbegreiflich, nah und fern zugleich, drohender als zuvor um ihn: „Nicht weiter, Jüngling, es ſei denn, du wollteſt den Tod erleiden.“ Nun ſendete der Jüngling ein überlautes Lachen in die Lüfte und ſetzte ohne Zögern und ohne Haſt ſeine Wanderung fort. Je ſchwindelnder ihn der Pfad emportrug, um ſo freier fühlte er ſeine Bruſt ſich weiten, und auf der kühn erklommenen Spitze umglühte der letzte Glanz des Tages ſein Haupt. „Hier bin

ich!" rief er mit erlöſter Stimme. „War dies eine Prüfung, guter oder böſer Geiſt, ſo hab ich ſie beſtanden. Kein Mord belaſtet meine Seele, ungekränkt in der Tiefe ſchlummert mir die geliebte Heimat, und ich lebe. Und wer du auch ſein magſt, ich bin ſtärker als du, denn ich habe dir nicht geglaubt und tat recht daran."

Da rollte es wie Ungewitter von den fernſten Wänden und immer näher heran: „Jüngling, du irrſt!" und die Donnergewalt der Worte warf den Wanderer nieder.

Der aber ſtreckte ſich auf den ſchmalen Grat der Länge nach hin, als wäre es eben ſeine Abſicht geweſen, hier auszuruhen, und mit ſpöttiſchem Zucken der Mundwinkel ſprach er wie vor ſich hin: „So hätt' ich wirklich einen Mord begangen und hab' es gar nicht gemerkt?"

Und es brauſte um ihn: „Dein achtloſer Schritt hat einen Wurm zertreten."

Gleichgültig erwiderte der Jüngling: „Alſo weder ein guter noch ein böſer Geiſt ſprach zu mir, ſondern ein witziger Geiſt. Ich habe nicht gewußt, daß auch derlei um uns Sterbliche in den Lüften ſchwebt."

Da grollte es rings im fahlen Dämmerſchein der Höhe: „So biſt du derſelbe nicht mehr, der heute

morgens ſein Herz mit allen Pulſen der Welt in gleicher Welle ſchlagen fühlte, daß dir ein Leben gering erſcheint, von deſſen Luſt und Grauen kein Wiſſen in deine taube Seele dringt?"

„Iſt es ſo gemeint?" entgegnete der Jüngling ſtirnrunzelnd, „ſo bin ich hundert- und tauſendfach ſchuldig, wie andere Sterbliche auch, deren achtloſer Schritt unzähliges kleines Getier immer und immer wieder ohne böſe Abſicht vernichtet."

„Um des einen willen aber warſt du gewarnt! Weißt du, wozu gerade dieſer Wurm beſtimmt war im unendlichen Lauf des Werdens und Geſchehens?"

Geſenkten Hauptes erwiderte der Jüngling: „Da ich das weder weiß noch wiſſen kann, ſo ſei dir denn in Demut zugeſtanden, daß ich auf meiner Waldeswanderung unter vielen anderen auch gerade den Mord begangen habe, den zu verhüten dein Wille war. Aber wie ich es angeſtellt habe, auf meinem Wieſenweg Unheil über mein Vaterland zu bringen, das zu hören, bin ich wirklich begierig."

„Sahſt du den bunten Schmetterling," raunte es um ihn, „Jüngling, der eine Weile zu deiner Rechten flatterte?"

„Viele ſah ich, wohl auch den, den du meinen magſt."

„Viele ſahſt du! Manche trieb deiner Lippen Hauch ab von ihrer Bahn; den aber, den ich meine, jagte dein wilder Atem oſtwärts, und ſo flatterte er meilenweit immer weiter, bis über die goldenen Gitterſtäbe, die den königlichen Park umſchließen. Von dieſem Schmetterling aber wird die Raupe ſtammen, die übers Jahr an heißem Sommernachmittag über der jungen Königin weißen Nacken kriechen und ſie ſo jäh aus ihrem Schlummer wecken wird, daß ihr das Herz im Leib erſtarren und die Frucht ihres Schoßes hinſiechen muß. Und ſtatt des rechtmäßigen, um ſein Daſein betrogenen Sproſſen erbt des Königs Bruder das Reich; tückiſch, laſterhaft und grauſam, wie er geſchaffen, ſtürzt er das Volk in Verzweiflung, Empörung und endlich, zu eigener Rettung, in Kriegswirrnis, deiner geliebten Heimat zum unermeßlichen Verderben. An all' dem trägt kein anderer Schuld als du, Jüngling, deſſen wilder Hauch den bunten Schmetterling auf jener Wieſe oſtwärts über goldene Gitterſtäbe in den Park des Königs trieb."

Der Jüngling zuckte die Achſeln: „Daß all' dies eintreffen kann, ſo wie du vorausſagſt, unſichtbarer Geiſt, wie vermöcht' ich es zu leugnen, da ja auf Erden immer eines aus dem anderen folgt,

gar oft Ungeheueres aus Kleinem und Kleines wieder aus Ungeheurem? Aber was ſoll mich veranlaſſen, gerade dieſer Prophezeiung zu trauen, da jene andere ſich nicht erfüllte, die mir für meinen Felſenaufſtieg den Tod angedroht hat?"

„Wer hier emporſtieg," ſo klang es furchtbar um ihn, „der muß auch wieder hinab, wenn es ihn gelüſtet, weiter unter den Lebendigen zu wandeln. Haſt du das bedacht?"

Da erhob ſich der Jüngling jäh, als wär' er gewillt, augenblicks den rettenden Rückweg anzutreten. Doch als er mit plötzlichem Grauen der undurchdringlichen Nacht inne ward, die ihn umgab, begriff er, daß er zu ſo verwegenem Beginnen des Lichts bedurfte; und um ſeiner klaren Sinne für den Morgen gewiß zu ſein, ſtreckte er ſich wieder hin auf den ſchmalen Grat und ſehnte mit Inbrunſt den ſtärkenden Schlaf herbei. Doch ſo regungslos er dalag, Gedanken und Sinne blieben ihm wach, ſchmerzlich geöffnet die müden Lider, und ahnungsvolle Schauer rannen ihm durch Herz und Adern. Der ſchwindelnde Abgrund ſtand ihm immer und immer vor Augen, der ihm den einzigen Weg ins Leben zurück bedeutete; er, der ſonſt ſeines Schrittes ſich überall ſicher gedünkt hatte, fühlte in ſeiner Seele nie ge-

kannte Zweifel aufbeben und immer peinvoller wühlen, bis er ſie nicht länger ertragen konnte und beſchloß, lieber gleich das Unvermeidliche zu wagen, als in Qual der Ungewißheit den Tag zu erwarten. Und wieder erhob er ſich zu dem vermeſſenen Verſuch, ohne den Segen der Helle, nur mit ſeinem taſtenden Tritt des gefährlichen Weges Meiſter zu werden. Kaum aber hatte er den Fuß in die Finſternis geſetzt, ſo war ihm wie ein unwiderrufliches Urteil bewußt, daß ſich nun in kürzeſter Friſt ſein geweisſagtes Schickſal erfüllen mußte. Und in düſterem Zorn rief er in die Lüfte: „Unſichtbarer Geiſt, der mich dreimal gewarnt, dem ich dreimal nicht geglaubt habe und dem ich nun doch als dem Stärkeren mich beuge — ehe du mich vernichteſt, gib dich mir zu erkennen."
Und es klang durch die Nacht, umklammernd nah und unergründlich fern zugleich: „Erkannt hat mich kein Sterblicher noch, der Namen hab' ich viele. Beſtimmung nennen mich die Abergläubiſchen, die Toren Zufall und die Frommen Gott. Denen aber, die ſich die Weiſen dünken, bin ich die Kraft, die am Anfang aller Tage war und weiter wirkt unaufhaltſam in die Ewigkeit durch alles Geſchehen."
„So fluch ich dir in meinem letzten Augenblick," rief der Jüngling, mit der Bitternis des Todes

im Herzen. „Denn bist du die Kraft, die am Anfang aller Tage war und weiter wirkt in die Ewigkeit durch alles Geschehen, dann mußte ja all dies kommen, wie es kam, dann mußt' ich den Wald durchschreiten, um einen Mord zu begehen, mußte über die Wiese wandern, um mein Vaterland zu verderben, mußte den Felsen erklimmen, um meinen Untergang zu finden — deiner Warnung zum Trotz. Warum also war ich verurteilt, sie zu hören, dreimal, die mir doch nichts nützen durfte? Mußte auch dies sein? Und warum, o Hohn über allem Hohn, muß ich noch im letzten Augenblick mein ohnmächtiges Warum dir entgegenwimmern?"

Da war dem Jüngling, als fliehe an den Rändern des unsichtbaren Himmels, von ungeheurer Antwort schwer und ernst, ein unbegreifliches Lachen hin. Doch wie er versuchte, ins Weite zu horchen, wankte und glitt der Boden unter seinem Fuß; und schon stürzte er hinab, tiefer als Millionen Abgründe tief — in ein Dunkel, darin alle Nächte lauerten, die gekommen sind und kommen werden vom Anbeginn bis zum Ende der Welten.

Ende.

UNIV. OF MICHIGAN.

JAN 11 1913

Arthur Schnitzler
Gesammelte Werke

in zwei Abteilungen.

I. Die erzählenden Schriften

in drei Bänden

In Leinen 10 M, in Halbleder 13 M, in Ganzleder 17 M

1. Band: Sterben / Blumen / Ein Abschied / Die Frau des Weisen / Der Ehrentag / Die Toten schweigen / Andreas Thameyers letzter Brief / Der blinde Geronimo und sein Bruder / Leutnant Gustl / Die griechische Tänzerin.
2. Band: Frau Berta Garlan / Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg / Die Fremde / Die Weissagung / Das neue Lied / Der Tod des Junggesellen / Der tote Gabriel / Das Tagebuch der Redegonda / Der Mörder / Die dreifache Warnung / Die Hirtenflöte.
3. Band: Der Weg ins Freie.

Im Herbst 1912 erscheint:

II. Die Theaterstücke

in vier Bänden

In Leinen 12 M, in Halbleder 16 M, in Ganzleder 21 M

1. Band: Anatol / Das Märchen / Liebelei / Freiwild / Das Vermächtnis.
2. Band: Paracelsus / Die Gefährtin / Der grüne Kakadu / Der Schleier der Beatrice / Lebendige Stunden / Die Frau mit dem Dolche / Die letzten Masken / Literatur.
3. Band: Der einsame Weg / Zwischenspiel / Der Puppenspieler / Der tapfere Cassian / Zum großen Wurstel / Der Ruf des Lebens.
4. Band: Komtesse Mizzi oder Der Familientag / Der junge Medardus / Das weite Land.